



Illustriertes Familienblatt. * Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Hefen zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Georg Bangs Liebe.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Drei Tage und drei Nächte waren hingegangen. Herr Heinrich Gerold ruhte draußen neben seinem Buben. Drei Tage waren es voll tiefer Schmerzen, Tage, in denen Georg Bang und seine Mutter mit dem Gedanken rangen, daß sie den edlen Mann, der da geschieden war, nie wieder sehen sollten.

Am Montagmorgen hatte Frau Marie Bang Frau Gerold aufgesucht.

Im Vorzimmer kam ihr Sephi, bleich und schon im schwarzen Trauerkleidchen, entgegen. Wie das Kind die Mutter seines Freundes sah, mit dem es jenen schrecklichen Augenblick durchlebt hatte, brach es in lautes Schluchzen aus. Frau Bang aber, der selbst die hellen Tränen niederliefen, und der die Stimme kaum gehorchen wollte, zog Sephi eng an sich. „Mein Kind — mein liebes — liebes, armes Kind —!“

Dann kam Frau Gerold, bleich, mit rotgeweinten Augen, in ihrem ganzen Wesen die Zeichen einer qualvollen, durchwachten Nacht.

Als sie Frau Bang im Zwielicht des Vorzimmers erkannte, hielt sie erst einen Augenblick wie zaudernd still, dann trat sie näher.

„Sie sind's, Frau Bang — oh — das tut gut, wenn man im Unglück nicht allein gelassen wird . . .“

Sie trocknete mit ihrem Taschentuche an den Augen und öffnete die Tür nach dem Kinderzimmer.

„Kommen Sie doch nur einen Augenblick . . .“

Frau Bang, die immer noch die kleine Sephi umschlungen hielt, trat mit dem Kinde ein.

Nun sah sie zu Frau Gerold hin und sah im hellen Licht des Raumes das ganze Leiden und die ganze Dual in diesen Zügen. Das schöne Blondhaar hing ihr wirr um eingefallene Wangen, die Lippen zitterten, und um den Mund, der sonst so stolz gelächelt hatte, lagen entstellend in zwei tiefen Falten alle die quälenden Gedanken dieser Nacht.

Und seltsam, Frau Marie Bang griff es bei all dem Schmerz, der sie erfüllte, auch wehmütig ans Herz, als sie die schöne Frau so weh und elend sah.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Frau Bang . . .?“

Die Stimme zitterte. Angstliche Spannung lag in hellem Beiklang neben der schmerzvollen Erschütterung. Und die weiße Hand umgriff eine Stuhllehne und rückte den Stuhl zurecht.

Frau Bang blieb stehen. Die beiden abgearbeiteten, arbeitschweren Hände strichen noch immer über Sephis Haar und Wangen.

„Ich bin gekommen, weil ich fragen hab' wollen, ob ich das Kind, die Sephi, nicht für ein paar Stunden zu mir hinüber nehmen soll — heut' und in den nächsten Tagen — bis alles hier vorüber ist' . . .“

„Wie gut Sie sind, Frau Bang . . .“

Die Mutter Sephis blickte auf, und wohl sekundenlang ruhten die Augen der beiden Frauen ineinander. Da war's, als ob es in dem Innern der Frau Gerold übermächtig würde. Die Schultern zogen sich zusammen wie im Krampfe, die Brust hob sich, und um die Lippen ging ein Zucken. Und plötzlich warf sie sich mit jäher Bewegung auf den Stuhl, den sie gehalten hatte, und drückte das Gesicht in beide Hände. Heiß klang ihr Schluchzen, und ihr ganzer Körper ward davon geschüttelt.

Und Frau Marie Bang sah nieder auf Frau Gerold, und all ihr herbes Urteil über diese Frau, das sie erklärend immer mehr ergriffen und erfüllt hatte, schmolz dahin. Sie sah nieder auf diese leuchtenden und schweren Strähnen des goldenen Haares, auf diese weißen, wohlgepflegten Hände und konnte alle die Empörung, den Abscheu nicht mehr in sich finden, die sie so lange in sich getragen hatte.

Wie ein Versehen und ein Schlüssel zu allem, was geschehen war, kam ihr nun nur der eine Gedanke: Die beiden Menschen haben nicht zueinander gepaßt — nicht, weil er gut war und sie schlecht, nicht weil er tief war und sie nicht — nur weil sie so verschieden waren, weil sie die große Brücke zueinander nicht hatten schlagen können. Sie waren beide einsam, als der Schmerz ins Haus gezogen war. Herr Gerold hatte sich in seinem Kult des toten Kindes die Zuflucht seiner Einsamkeit geschaffen und sie — sie hatte sich an die Lebendigen gehalten . . .

„Frau Gerold . . .“

Sie schüttelte den Kopf und schluchzte weiter.

„Liebe Frau Gerold . . .“

In Frau Marie Bang stieg heiß das Mitleid auf. Wie furchtbar hatte doch das Schicksal die Sünde dieser Frau geirrt! Wie schrecklich mußte sie doch leiden unter dem Schlage, der nun über sie hereingebrochen war! Ob sie noch leben — ob sie sich noch je des Lebens wieder freuen konnte, sie, die sich derart gegen jenen guten Mann vergangen

hatte, daß er die Gewißheit ihrer Schuld nicht überleben konnte . . .

Da klang die Stimme der Frau Gerold. Sie sprach zwischen Tränen, das feine Tuch noch vor den Augen. Und ihre Stimme zitterte erregt, erschüttert.

„Fürchtbar ist es für mich . . . Frau Bang . . . ganz unjagbar fürchtbar . . . Sie wissen ja nicht, wie es kam . . . der arme Mann . . .“ Ein neues Schluchzen ging durch ihren Körper.

Frau Bang aber legte ihr leise die Hand auf die Schulter.

„Ich weiß, Frau Gerold . . . nein, Sie sollen nicht darüber sprechen — Georg hat mir's erzählt. Sie sollen ruhig werden . . .“

Ein leises Zucken ging über ihre Schultern, und ihre Haltung straffte sich. Sie gab die Augen frei und sah mit raschem Blick zu Frau Marie Bang empor. Der aber war es, als hätte sie aus diesem Blick ein Strahl von scharf ausblühender Angst getroffen. Doch das war nur einen Herzschlag lang. Dann irrten Frau Gerolds Augen unruhig im Zimmer hin und her, während sie rasch und in jähen Sätzen sprach. Ein Zug von herber Verschlossenheit lag nun auf ihrem blassen Gesicht und ein heller fremder Klang in ihrer zitternden Stimme.

„Georg hat Ihnen erzählt . . .? Ja, es war schrecklich. Er spielte gerade Harmonium — die Kinder sangen. Die Tür zum Wohnzimmer war offen — wie ja immer — da sah ich mit einem Bekannten — Herrn Crispi — wir sprachen vom Theater. Da muß es ihn — Sie wissen ja, daß er herzleidend war — da muß es ihn plötzlich ergriffen haben — es muß ihm auf einmal schlecht geworden sein. Sein Spiel bricht plötzlich ab — und ich, ich höre das und sage noch: ‚Am Gottes Willen! und springe auf und will nach der Tür . . . Und da, Frau Bang — bis zu der Tür ist er noch gekommen — am Vorhang hat er sich dann halten wollen — und ist zusammengefallen . . . tot . . .!‘“

Frau Bang hatte die Hand, die sie vorher leise und tröstend auf die Schulter der Frau Gerold gelegt hatte, schwer sinken lassen. Die Worte drangen wie aus weiter Ferne an ihr Ohr, und unter jedem neuen Laute dieser Stimme, unter dem Sinne dieser Rede krampfte sich ihr das Herz, das sich schon mitleidsvoll für diese Frau erschlossen hatte, aufs neue fest zusammen.

Und als Frau Gerold schwieg, nickte Frau Bang nur sinnend mit dem Kopfe. Sie fühlte es, es lag gleich einer Kluft zwischen der schönen Frau und ihr, sie ahnte nun, daß auch sie, gleich dem Toten, die Brücke über diese Kluft nie würde schlagen können. Sie sprachen nicht die gleiche Sprache, wie wollten sie sich je verstehen können!

So war es eine ganze Weile still im Zimmer. Mechanisch strich Frau Bang über das Haar der kleinen Sephi. Erst als das Kind sich ein wenig bewegte, schüttelte sie ihr Sinnes von sich.

„Soll ich also das Kind heut' und an den nächsten Tagen für ein paar Stunden zu mir nehmen? Ich glaube, es ist besser, wenn ihm die Eindrücke, die alles das Traurige noch bringen muß, erspart bleiben.“

Frau Gerold dankte und gab ihre Zustimmung.

Und da in diesem Augenblick das Mädchen eintrat und ihr sagte, daß ein Vertreter der Bestattungsgesellschaft sie zu sprechen wünschte, so suchte Frau Marie Bang, nach kurzem Abschied von der Mutter Sephis, selber das Mäntelchen und die Mütze des Kindes heraus, zog die Kleine an und ging mit ihr hinunter, durch die Straßen und über den stillen Hof mit seinen einsamen Kastanienbäumen, die Treppe hinauf in die kleine Wohnung.

Da sprach sie mit dem Kinde und blieb bei ihm, bis Georg aus der Schule kam. Dann aber blieben diese beiden zusammen bis zum Abend. Sie sprachen von Herrn Gerold und wiederholten sich Erlebnisse, die sie zusammen mit ihm

gehabt hatten. Oft waren ihre Augen feucht dabei. Dann wieder saßen sie lange schweigend Hand in Hand.

„Ob der Papa jetzt schon beim Hans ist?“ fragte die Sephi einmal.

Und Georg nickte und dachte jenes Traumes, den Herr Gerold ihm erzählt, und der Worte, die das Traumbild Hansens da gesprochen hatte: „Bald — bald werden wir wieder ganz zusammen sein.“

Später aber, als es dämmerte, da war es seltsam.

Die Mutter war gegangen, den Kranz zu holen, den sie bestellt hatte. Sie wollte ihn mitnehmen, wenn sie Sephi dann nach Hause brachte.

Die Kinder waren allein. Sie saßen zu beiden Seiten des Tisches und sahen auf die Bücher nieder, die einstmals Hans gehört hatten. Dann streckte Sephi, die müde war von vielen Weinen und müde war von der langen Nacht, in der sie so viele Stunden wach gelegen und so wenig nur geschlafen hatte, die Armechen vor sich hin auf den Tisch und legte den Kopf darauf. Georg ergriff die eine von den beiden kleinen Händen, und diese schloß sich fest um seine Hand. So sah die Sephi eine ganze Weile hinauf zu ihrem Freund.

Dann schloß sie die Augen. Ihr Atem wurde gleichmäßiger, ruhiger, sie schlief ein.

Georg sah still und wagte es nicht, sich zu rühren. Er hielt die zarten Finger in den seinen und sah auf das blonde Köpfchen, das im Dämmerlicht erschwamm. Durch seine Seele aber zogen die Gedanken, die ihm Herr Gerold gleich einem Vermächtnis in jener weihewollen Stunde erschlossen hatte. Er sah vor sich die gütigen, schmerzvollen Augen und hörte wieder diese liebe Stimme, die leis verschleiert und doch eindringlich die Worte sprach: „Ich glaube, daß ich bei euch bleiben werde, in Sephi und in dir — auch wenn ich nicht mehr lebend auf der Erde bin.“ — Wie ein Gelöbniß, inbrünstig und heiß, entrang es sich da seiner jungen Seele. Ein Drang, sich hinzugeben an ein Ziel, erfüllte ihn. Er hätte sein Gefühl nicht in Worte fassen, nicht zu Gedanken formen können. Aber er wußte, daß alles das, was in ihm walte, ein heiliges Versprechen an den Toten war. Sein Leben sollte all der Liebe würdig werden, die jener ihm gegeben hatte! —

Auch noch am zweiten und am dritten Tage nach dem Tode des Herrn Gerold war Sephi stundenlang bei Georg und Frau Bang.

Am Nachmittag des dritten Tages aber schritt das Kind im schwarzen Trauerkleidchen an der Hand seiner von dichten Schleiern ganz verhüllten Mama durch die verschneiten Graberstraßen des Friedhofes hinter dem blumenüberläteten Sarge seines Vaters.

Schwankend auf den Schultern der ersten, dunkel gekleideten Männer, zog der Sarg, der das Sterbliche von Heinrich Gerolds barg, gleich einem mahnenden Symbol, langsam und feierlich dem langen Zug der Menschen voran, der ihm folgte.

Und da schritten sie alle, die in den letzten Jahren dem Heimgegangenen im Leben nahegestanden hatten. Seine und seiner Frau Verwandten, die Freunde und Bekannten, seine Kollegen aus der Bank, und da war kaum ein Gesicht, auf dem nicht wahrhaft tiefes Leid geschrieben stand.

Eng an seine Mutter gedrückt, ging auch Georg in diesem Zug. Er war bleich und zitterte. Seine Augen trauten immer wieder.

Georg kannte diesen Weg, den sie da schritten, er war ihn Hand in Hand mit dem Manne, der ihn jetzt zum letzten Male nahm, so oft gegangen. Damals, als sie zum ersten Male durch die Grabreihen schritten, da war noch alle Blumenpracht des Herbstes offen. Auch auf dem Grabe, das ihr Ziel gewesen war, hatten die Astern und die hellen Rosen voll geblüht.

Über ein Jahr war seitdem hingegangen. Nun war die weiße Decke wieder über all dem Todesleid.

Schnee lag auf all den Gräbern, und die Bäume zu beiden Seiten des gefegten Weges bogen die Äste unter ihrer weißen Last wie demüthige Väter zur Erde. Grabsteine aus schwarzem Marmor standen in feierlich friedvoller Ruhe zwischen ihnen. Nur aus den dichten Zweigen der Zypressen scholl hier und da ein helles Vogelzwitschern.

Nun bog der Zug in einen Seitengang.

Leise nickten die langen Garben der Trauerweiden im sanften Wehen des Windes, als der Sarg mit seiner Blumendecke vorüberkam. Es war, als grüßten sie den stillen Mann, den sie oft gesehen hatten und der nun noch einmal zu ihnen kam, um hier zu bleiben.

Dann war man an der Stelle, wo die blühweiße Decke des Schnees durchbrochen war, wo man, dicht neben Hansens Grab, das letzte Bett für Heinrich Gerold gerüstet hatte. — Der Zug der Trauernden hatte sich hier zu einem weiten Halbkreis aufgelöst.

Georg stand mit entblöhtem Haupte da. In dichter Reihe standen die Herren vor ihm und seiner Mutter, kaum daß er für Augenblicke die Gestalt Frau Gerolds und die kleine Sephi vorne sehen konnte.

Nun sprach der Priester — gegen die sonstige Gepflogenheit sprach er an diesem offenen Grabe. Er redete schlicht und einfach von dem kurzen, pflichtgetreuen Leben des Dahingegangenen, von einem unerforschlichen Geschick, das ihn so frühe von der Seite einer verzweifelten Gattin, die ihm stets die treueste Gefährtin gewesen sei, von der Seite eines geliebten Kindes gerissen.

Aus der Reihe vorne tönte das laute, fassungslose Schluchzen der Frau Gerold.

Ein alter Herr mit weißem Vollbart und gütigem Gesicht stand neben ihr. Auf seinen Arm gestützt, drohte die arme Frau beinahe zusammenzubrechen.

Als sie ruhiger geworden war, sprach der Priester weiter.

Georg hörte nur den Schall der Worte, die von dem offenen Grabe herüberdrangen — er vermochte dem Sinne nicht mehr zu folgen in seinem Schmerz.

In wirren Bildern sah er die Dinge an sich vorüberziehen: Sephis angstvolles Kindergesichtchen, tränenhell und suchend — Herrn Crispi, seltsam bleich mit fest verkniffenem Mund und einem starren Blick, der über Frau Gerold hinweg sah, wie über jemand, den er nur ganz flüchtig kannte. Beinahe fremd war die Verbeugung, mit der er sie begrüßte.

Als der Priester dann sein Gebet beendet hatte, der Sarg der Erde übergeben und das Grab gesegnet war, brachten mehrere Herren Kränze, die sie an der Stätte niederlegten. Auch sie sprachen an Heinrich Gerolds letzter Ruhestätte.

Schon während dieser Reden hatte es leise zu schneien begonnen.

Als die Worte verklungen waren, erhob sich in ergreifen der Schönheit ein Chorgefang von Männerstimmen.

„Mendelssohn!“ flüsterte ein Herr vor Georg seinem Nebenmanne leise zu. Der nickte nur.

Und brausend und erschütternd zog durch die Todestruhe der Natur die Kavatine aus „Paulus“:

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Fürchte dich nicht, ich bin bei dir. Sei getreu bis in den Tod.“ —

Immer dichter fielen die schweren Flocken. Sie legten sich auf die Kränze von Palmenblättern und blühenden Blumen und auf die braunen Schollen der Erde. Sie setzten sich auf den Pelzen und den hohen Hüten all der ernstesten Männer fest, die nun, nachdem die Sänger geendet hatten, am Grabe Heinrich Gerolds vorüberschritten, um ihm den letzten Liebesdienst zu leisten.

Still und schweigend gingen die Herren dann in kleinen Gruppen weiter, dem Ausgange des Friedhofes zu.

Frau Marie Bang hatte den Arm um die Schultern ihres Bubens gelegt. So standen sie in wortlosem Gebete, bis es leer geworden war vor ihnen.

Nur zwei Friedhofsgärtner waren noch geblieben. Sie trugen die großen Topfpflanzen beiseite, die bisher im Hintergrunde des Grabes gestanden hatten, und lehnten ein paar Schaufeln an den Grabstein, unter dem Hans Gerold ruhte.

Als letzte warfen Frau Marie Bang und Georg schneebedeckte Erde in die Grube.

Erst als der eine von den beiden Männern die Schaufel in den aufgeworfenen Hügel stach, gingen auch sie.

Auf den breiten Wegen, die der Zug nach dem Grabe geschritten war, und die früher frisch gefegt gewesen, lag weiß die Decke des neuen Schnees.

Immer weiter noch sanken die Flocken. Sie wiegten sich wie schwere müde Falter und flogen kühlend gegen Georgs heiß verweinte Augen. Sie streichelten ihm sanft die Wangen und deckten jedes Fleckchen Erde zu. Die Tritte all der Männer, die erst vor wenigen Minuten den Weg zum Ausgange des Friedhofes gegangen waren, wischten sie aus. Hier schritt das Leid, sie löschten seine Spur. Sie würden mild und schügend auch das Grab verdecken, in dem Herr Heinrich Gerold nun bei seinem Söhnchen ruhte.

Und wie Georg neben seiner Mutter zwischen den ernstesten Trauerweiden, zwischen den ragenden Zypressen und all der weißen Ruhe im Dämmerlicht durch den Fall der Flocken schritt, ergriff ihn ein Gefühl, als klänge aus dem Leben all dieser schweigenden Natur mit leiser Schwingung noch ein Nachhall des Gesanges, als spräche eine ewige Stimme, die so voll tiefster Güte und beruhigenden Ernstes war, zu diesem neuen Grab und seinem Schläfer: Fürchte dich nicht, ich bin bei dir. . . .

Das waren die drei ersten Tage nach Herrn Heinrich Gerolds Tod gewesen.

Nur noch ein einziges Mal war Georg dann mit Sephi für ein paar Augenblicke zusammengetroffen, etwa eine Woche nach dem Begräbnis, als er mit seiner Mutter einen Besuch bei Frau Gerold machte.

Aber wie fremd, wie anders sah es da in den Räumen aus, an die sich so viele unergreifliche Erinnerungen für ihn knüpften! Schon im Vorzimmer sah er die Veränderung. Da standen Körbe und Koffer, Kleider aller Art lagen auf einigen Stühlen, und aus dem halbgeöffneten breiten Garderobenschrank drang ein Geruch von Kampfer und von Naphthalin. Und auch in den Zimmern war es so. Die Vorhänge waren abgenommen, die Teppiche zusammengerollt.

Frau Gerold, die in einem schwarzen Schlafrock nach einer Weile, während deren Frau Bang und Georg in dem Speisezimmer warteten, herüberkam, empfing die beiden, mit einer ein wenig unsicheren Herzlichkeit.

Sie bot ihnen Platz an und bat um Entschuldigung wegen des Zustandes, in dem sie die Wohnung trafen. Aber sie wäre im Begriffe zu packen und abzureisen. Sie hielt es hier nach all dem Unglück gar nicht aus — sie würde krank und elend in den Räumen, wo ihr ein jedes Stück und jedes Möbel immer wieder die Erinnerung wachriefe an all das Unglück, das sie hier durchlebt hatte.

Sie zog ein feines Batisttuchlein mit dunkeltem Rande hervor und tupfte an die wie von einem jäh aufsteigenden Tränenflor geröteten Augen.

„Natürlich wäre ich noch vorher zu Ihnen gekommen, liebe Frau Bang, mit Sephi, die sich ja auch von Ihnen und von Georg verabschieden muß. Aber diese ersten Tage nach dem Unglück. Sie können ja nicht wissen, wie fürchterlich mich das getroffen hat — ich bin in diesen Tagen zu gar nichts gekommen. Der Arzt sagte auch, ich solle fort mit dem Kind — wenigstens auf vier Wochen. Und ich will ja so froh sein, wenn wir aus diesem Unglückshaus hinaus sind. Denken Sie

nur, zwei Liebe, die es uns schon genommen hat, Hans und meinen Mann!"

Sie weinte nun mit leisem Schluchzen vor sich hin.

„Ich kann gar nicht davon sprechen,“ sagte sie dann. Und darauf mit einem Versuch, ein wenig zu lächeln: „Als ob es dadurch besser würde, Frau Bang . . .!“

Georgs Mutter sah zu Boden. Das helle Licht, das durch die verhangenen Fenster fiel und sich leuchtend über die goldene Haarfrone der Frau Gerold goß, blendete ihre Augen.

„Wir haben ihn ja auch so lieb gehabt,“ sagte sie nur. „Und Georg hat ja auch so viel verloren — das, was Herr Gerold meinem Vuben war, das wird ja nie wieder ein Mann für ihn sein . . .“

Frau Gerold nickte, aber eine leise, nervöse Unruhe lag dabei in ihren Zügen. „Ja, er war gut . . .“ sagte sie.

Dann erhob sie sich schnell.

„Wart', Georg, du sollst ein Andenken an ihn haben — ein Bild von ihm. Willst du?“ Und da war sie auch schon aufgestanden und durch die Tür in das frühere Arbeitszimmer ihres Mannes geschritten.

Nun fiel es Georg auf, daß die Portiere, die früher im Rahmen dieser Tür gehangen und an die Herr Gerold sterbend sich geklammert hatte, beseitigt war. Nur oben sah man noch die beiden Öfen, an denen die Messingstange befestigt gewesen war. Und wie der Bub durch die offen gebliebene Tür der Frau Gerold nachblickte, da sah er auch, daß das Harmonium nicht mehr im Zimmer stand. Ein helles Viereck in der dunkleren Farbe des Parketts zeigte die Stelle, von der man es genommen hatte, und die Wand darüber war leer und kahl.

Als Frau Gerold nach einem Augenblick wiederkam, hielt sie eine Photographie ihres Mannes, die in einem schmalen Holzrahmchen saß, in Händen.

„Hier, Georg, nimm, ich habe noch ein paar Bilder von dieser Aufnahme. Auch die ist schon über drei Jahre alt — aber es ist die letzte.“

Georg dankte und sah lange auf das Bild.

So hatte Herr Gerold ausgesehen, als er ihn kennenlernte. Nun erst fiel es Georg wieder auf, wie sehr sich der Arme in dieser Spanne Zeit verändert hatte.

Vom Vorzimmer drangen Stimmen herein.

„Das wird Sephi sein,“ sagte Frau Gerold. „Ich habe sie mit der Lehrerin ein wenig spazieren geschickt. An Lernen war ja jetzt doch nicht zu denken, und ich komme nicht dazu, mit dem Kind auszugehen.“

Und da ging auch schon die Türe auf, und Sephi kam herein.

Bläß und schmal war das liebe Kindergeßichtchen, ergreifend die ganze zarte Gestalt in dem ersten Trauerkleidchen.

„Georg — Frau Bang . . .“ Dann ging sie auf ihre Mama zu, küßte ihr die Hand und reichte dem Freunde und seiner Mutter das Händchen. Verlegen stand sie nun an Georgs Seite.

Peinliche Stille war zwischen den vier Menschen, und Frau Bang, die mit der einen Hand immer wieder über den Griff ihres Schirmes hinstrich, dachte: Wie anders das nun alles ist, seit der Herr Gerold nicht mehr lebt. Er war das Glied, das uns verbunden hat — jetzt, wo er weg ist, bleibt nur noch die kleine Sephi. Sie sah auf das zarte Kind mit dem beinahe durchsichtigen Teint, dem feinen Näschen und den blaffen Lippen, und schüttelte leise den Kopf.

Das Kind würde sie nicht zusammenhalten können, nun galt hier ganz allein die schöne Frau, der aber waren sie und Georg fremd.

„War's schön draußen?“ fragte Frau Gerold.

Sephi nickte. „Das Fräulein hat mich wieder hergebracht, dann ist sie gegangen.“

Jetzt wandte sich Frau Bang an Sephis Mutter: „Wollen Sie uns die Kleine nicht noch einmal schicken?“

Frau Gerold sah unschlüssig auf das Kind.

„Wir werden wohl schon in den allernächsten Tagen fahren. Ich warte nur noch auf die Erledigung von ein paar Sachen. Sie glauben nicht, was da für Scherereien und für Dinge an einen herantreten, wenn so ein Unglück geschieht. Wenn ich irgend kann, so komme ich mit der Sephi noch einen Sprung zu Ihnen.“

Frau Bang erhob sich und reichte Frau Gerold die Hand. „Wenn ich Sie nicht mehr sehen sollte vor Ihrer Reise — ich wünsche Ihnen und der Sephi alles Gute!“

Dann bog sie sich zu dem Kinde nieder und küßte es auf den Mund und auf die Stirn.

„Wenn du mit deiner lieben Mama wieder hier bist, so vergiß uns beide nicht ganz, den Georg und mich.“

Der Kleinen standen plötzlich Tränen in den Augen, aber sie schluchzte nicht.

Beinahe verlegen und scheu war auch der Abschied von Georg. Die Hände der beiden Kinder lagen ineinander. In der freien Hand hielt Georg das Bild des Herrn Gerold.

„Vielleicht kannst du doch noch kommen,“ sagte er.

Und sie warf einen unsicheren Blick zu ihrer Mutter hin und nickte. „Vielleicht . . .“

Dann schritt Frau Bang mit ihrem Vuben wieder zwischen den Koffern und Körben des Vorzimmers hindurch.

Als sie eben die Tür öffneten, um in das Treppenhaus zu treten, stießen sie auf einen alten Mann mit krummen Rücken und abfallenden Schultern, der das Schildchen an der Tür studierte und nun eilig den Hut zog.

„Ich bitt' — werden entschuldigen“ — fragte er — „Sie kennen mir viallleicht sagen, is' dos hier, wo die abgelegte Herrenkläder zü verkaufen sind?“

Frau Marie Bang sah den alten Juden mit dem klugen, unterwürfigen Patriarchenkopf an, als verstände sie seine Frage nicht.

„No wegen das Inserat — ich hob' doch gelesen . . .“

Jetzt zuckte sie die Achseln.

„Ich bin hier fremd . . .“ stieß sie hervor und wußte selbst nicht, wie ihr diese Worte auf die Lippen kamen. Dann drückte sie die Tür hinter sich zu und schritt mit dem Vuben eilig über den Treppensur und die Treppen hinunter. Ein Gefühl, gleichwie als fliehe sie dabei vor etwas Peinlichem und Schmerzlichem, hielt sie umfassen.

Kopfschüttelnd sah ihr der Alte oben nach.

„Nü . . . nir für ungüt . . .“ sagte der langsam, strich sich mit der flachen Hand das spärliche Haar des Schädels an beiden Schläfen nach vorne, rechte sich ein wenig auf, als ginge er zum Angriff vor, und drückte auf den Knopf des Läutwerks.

Frau Bang und Georg konnten den Ton der Klingel noch hören. Sie hörten auch noch das Aufgehen der Tür und die devote näselnde Stimme: „Ich bitt' — werden entschuldigen — Sie kennen mir viallleicht sagen . . .“

Dann klappte die Türe wieder, und es war ruhig im Treppenhaufe.

Georg hing an dem Arm seiner Mutter. Fest drückte die den großen Vuben an sich. Und dabei mußte sie im Rhythmus die letzten Worte immer wieder denken: Ich bin hier fremd . . . ich bin hier fremd.

In den nächsten Tagen war es immer ganz besonders nett und sauber in dem einfachen Zimmer der Frau Marie Bang. Sie selbst hatte, wenn sie auch in der Küche an der Arbeit war, immer eine Schürze bereit liegen, um sie rasch vorzubinden, wenn Frau Gerold mit Sephi kommen sollte. Und jedesmal, wenn es draußen schellte, warf sie, ehe sie öffnete, rasch einen Blick in den kleinen Spiegel im Vorzimmer und sah, ob ihr Haar auch glatt war und ob das Kleid auch ordentlich saß.



Auf Vorposten.

Originalzeichnung von E. Sch. 1905.

Aber einmal war es der Briefträger gewesen, der geläutet hatte und eine Drucksache für Herrn Franz Schneeberger brachte, und das andere Mal ein Bettler, der mit einem mehrtägigen Blick auf sein elendes Schuhwerk und mit eindringlichen Klagen über das schlechte kalte Wetter draußen um ein Paar abgelegte Stiefel bat.

Jeden Morgen, ehe er in die Schule ging, sagte Georg in diesen Tagen: „Heut werden sie kommen, Mutter. Und nicht wahr, wenn es geht, so sag der Sephi, daß sie warten möchten, bis ich wieder zu Hause bin.“

Und jedesmal des Mittags, wenn er noch pünktlicher als sonst, noch atemlos vom raschen Treppensteigen, wieder ankam, war seine erste Frage an die Mutter: „Waren sie da?“

Aber sie kamen nicht.

Frau Bang hörte nun wieder auf, erst in den Spiegel zu sehen, ehe sie die Tür öffnete, wenn es draußen schellte, und aus Georgs hastigen Worten, wenn er aus der Schule kam, wurde ein scheuer Blick nach der Mutter, in dem mehr das Wissen der Verneinung als die zaghafte Frage stand.

Sie kamen nicht.

Nur ein kleiner Brief kam — ein Brief aus Arco, in dem Sephi Georg und seiner Mutter mit lieben warmen Worten viele Grüße sandte und sagte, daß sie oft an beide dachte.

Frau Gerold aber hatte hinter die großen, noch kindlichen und unausgeglichenen Buchstaben Sephis mit ihrer zierlich verschönerelten weitausgezogenen Schrift geschrieben:

„Liebe Frau Bang!

In dem Trübel all der Dinge, die noch in den letzten Tagen in Wien auf mich eindrängten, war es mir leider nicht mehr möglich, Sie und Ihren Georg noch einmal aufzusuchen. Sie wissen, daß mein Fernbleiben nicht Mangel an Herzlichkeit und Interesse für Sie bedeutet — ich habe nirgends Abschiedbesuche machen können. Hier ist es sehr schön, und wer nicht, wie ich, hergekommen ist, um für einen großen Schmerz Ruhe und Genesung zu suchen, der könnte sich in all dem blühenden Leben wohlfühlen. Wir denken oft an Sie. Sephi namentlich spricht viel von Ihrem Georg. Leider ist das Kind in der letzten Zeit ein wenig kränklich und nimmt mich sehr in Anspruch. Wir werden noch etwa vier Wochen wegbleiben. Da ich aber nicht die ganze Zeit in Arco sein werde, so kann ich Ihnen auch leider keine Adresse angeben. In Wien hoffe ich, Sie nach unserer Rückkehr wiederzusehen. Bis dahin sende ich Ihnen viele Grüße.

Ihre ergebene Malwine Gerold.“

Immer wieder lasen Georg und Frau Marie Bang diesen Brief.

In vier Wochen kommt Sephi wieder! dachte Georg dabei stets aufs neue. Der Gedanke erfüllte ihn und drängte alles andere zurück. Dennoch war Georg ziemlich still und hielt die Freude über diesen Brief in sich. Doch als dann die Mutter wieder in der Küche war und er das Klappern der Töpfe und Geräte wie ein fernes Geräusch herüberklingen hörte, da holte er mit einem leisen Herzklopfen den Schulatlas herbei, suchte Arco auf und maß auf dem Papier mit den gespreizten Fingern die Strecke, die ihn von Sephi trennte.

Als die Mutter dann plötzlich eintrat, um ein Messer aus der Tischlade zu holen, schob er das Buch mit einer raschen Bewegung von sich unter die anderen Bücher. Den Buben, der bisher mit seiner Mutter über alle Dinge stets mit Offenheit gesprochen hatte, hielt ein Gefühl von heißer Scham umfangen. Ihm war es nun, als könnte er's der Mutter nicht mehr sagen und nicht zeigen, wie sehr er sich nach Sephi sehnte, als müßte er das still für sich bewahren. Und dabei ergriß ihn zugleich eine zage Angst, die Mutter könnte sehen, was ihn beschäftigte, sie könnte es aus seinen Augen lesen, aus

seiner Stimme hören. Er sah nicht auf von den Büchern, über die seine Finger nun leise zitternd strichen.

Frau Bang hatte das Tun des Buben schweigend mit angesehen, nun ging sie wieder, ohne ein Wort zu sagen. Nur ihr Blick war sorgend. Sie fühlte, daß in Georgs Wesen etwas rang und litt, und dachte sich: Der arme Bub, er fühlt es eben auch, daß diese schöne Zeit, wie er sie dort genossen hat, als der Herr Gerold noch am Leben war, für ihn nie wiederkommen wird.

Und wie sie alsdann wieder in der sauberen kleinen Küche an ihrer Arbeit stand, mußte sie noch immer an diesen Brief und an Frau Gerold denken. Es hatte sie aus den liebenswürdig klingenden Zeilen seltsam befreudend und kühl angeweht. Sie sah, als sie sich diese Worte nun wieder durch die Gedanken gehen ließ, die schöne blonde Frau, die ihre Witwentracht gleich einem neuen Reiz durchs Leben trug, förmlich vor sich.

„Hier ist es sehr schön, und wer nicht, wie ich — —,“ die Worte des Briefes ließen Frau Marie Bang nicht los, während sie da in einer Pfanne auf dem Herde rührte und dort ein Glas mit dem Tuche abtrocknete. Sie sah die Mutter der kleinen Sephi, wie sie inmitten einer südlischen, blühenden Landschaft stand — in einer Landschaft, wie Frau Marie Bang sie in dem illustrierten Familienblatt abgebildet gesehen hatte, das sie früher gehalten hatte, als ihr Mann noch lebte. Und sie wußte, daß diese Frau trotz ihrer ersten Trauerkleidung, und wenigleich es auch erst nach Wochen zählte, daß man ihren Mann begraben hatte, in sich die heiße Lust am Leben trug und die Sehnsucht nach seinen Huldigungen.

Wie das nun alles werden wird? dachte sie weiter. Sephi war kränklich — das arme Kind. Wenn die Frau nur immer recht lieb und gut zu ihr ist . . .

Auch Herr Franz Schneeberger bekam, als er des Abends bei Frau Bang und Georg im Zimmer saß, den Brief aus Arco zu sehen. Er rückte sich die Augengläser unständig zurecht, las ihn und schob ihn dann leise brummend beiseite. Er war der Mutter Sephis nicht besonders grün und hatte seine Abneigung schon oft geäußert. Und als Frau Bang nun wieder nach dem Briefe griff und dabei meinte: „In vier Wochen also sind sie wieder hier . . .“ da legte Herr Schneeberger seine Hand auf die ihre und schüttelte den Kopf und sah ihr in die Augen.

„Hier — in Wien — ja vielleicht; das is' möglich. Aber bei Ihnen und beim Georg — nein. Das is' der Schluß, liebe Frau Bang, das laß' ich mir nicht ansprechen. Die Frau kenn' ich, nach allem, was ich schon von ihr gehört hab' — die laßt sich da heroben nicht mehr seh'n.“

Es war, als sollte Herr Schneeberger mit seiner Prophezeiung recht behalten. Die ersten vier Wochen vergingen, und wieder vier Wochen zogen dahin, aber von Frau Gerold und von Sephi kam keine Nachricht mehr.

Wie nach einem beglückenden Ziele hatte sich Georg nach dem Ablauf der Frist gesehnt, während Frau Gerold im Süden bleiben wollte. Er hatte es die Mutter nicht merken lassen, wie sehr er immer mit dem Gedanken an Sephis Rückkehr beschäftigt war. Beinahe wortfarg war er, wenn darauf die Rede kam; und doch war er stets im Innersten erregt, und jedes Wort, das fiel, prägte sich ihm tief in die Erinnerung. Dann waren für Georg wieder Tage gekommen, an denen er bei jedem Läuten der Flurglocke erwartungsvoll aufhorchte und, wenn er mittags aus der Schule kam, forschend und mit unterdrückter Erregung nach seiner Mutter blickte. Auch diese Zeit ging vorüber.

Einmal, als er mit verträumtem Gesicht über einem Schulbuche saß und mit den Gedanken überall eher, nur nicht bei den „Bergen und Flüssen der Bukowina“ war, sprach ihn die Mutter an. Er zuckte zusammen, denn er hatte kaum gemerkt, daß sie ins Zimmer getreten war. Sie fragte ihn, ob ihm denn etwas fehlte? Er wäre blaß, zerstreut, verträumt.

Er schüttelte den Kopf — ihm fehle nichts.

Und Herr Schneeberger, dem Frau Bang nun abends ihre Sorge klagte, sah sich mit vorgeneigtem Kopf unter seiner Brille hervor den Buben eine Weile an und schnob dann mächtig dröhnend in sein rotes Taschentuch.

„Unfinn — was soll ihm fehlen! Im Wachen ist der Jüngling. Schau S' doch nur, was der jetzt in die Höh' schießt! Das sind so Sachen, die in diesen Jahren kommen wie die berühmten Wimmerln auf der Stirn und wie der Stimmbruch. Bei ei'm kommt's früher und beim andern später. Der eine wird a Flegel in der Zeit und der andere a Schlafhauben. Der Georg schlägt in dieses leptere Fach, und ich muß sag'n, daß er mir so lieber is'. Das geht vorüber, liebe Frau Bang — kei' Sorg' deswegen!“

So gab sich denn Frau Bang zufrieden. Wenn Herr Schneeberger, dem doch täglich so viele Bücher durch die Hände gingen, der in ihren Augen selbst ein halber Gelehrter war, das so bestimmt behauptete, dann mußte wohl was Wahres daran sein. Und als besorgte Mutter ging sie nun dem Übel, soweit sie das vermochte, mit den kompakten Mitteln der Küche an den Leib.

„Jh, Georg, is' — du mußt besser ausschau'n! Du is't zu wenig, das macht blutarm und kopfhängerisch.“

Herr Franz Schneeberger aber nickte dazu und brummte Beifall, wenn Georg mit Müß und Not noch ein Stück Butterbrot und noch ein „Frankfurter Würstel“ bezwang.

Dicker und viel vergnügter wurde er nicht trotz dieser Kur, so daß der Zimmerherr einmal mit ernster Miene und vorsonnemem Staunen meinte: „Wo er's nur hintut, all' die Sach', der Bua, förmlich die Zweifel könnten einem kommen an dem Gesez von der Erhaltung der Materie. G'rad wie, als ob er irgendwo ein' doppelten Boden hätt' — —.“ Und mißtrauisch, als ob er sehen wollte, ob er den doppelten Boden an Georg nicht irgendwo entdecken könnte, sah er mit vorgeneigtem Kopf, hervor unter der alten Brille, den Buben von oben bis unten an.

Ist morgens, wenn er schon wach war, blickte Georg in dieser Zeit lange auf die Photographie des Herrn Gerold, die in dem schmalen Holzrahmchen über dem Bett hing. Wie ähnlich manche von den Zügen mit denen von Sephi waren! Wo Sephi jetzt sein mochte? — Hier? — — Aber dann

würde sie doch mit ihrer Mutter gekommen sein. Sie waren vielleicht noch gar nicht in Wien! Vielleicht waren sie noch im Süden oder Sephi war krank geworden, und sie konnten darum nicht zurück. Aber daß so gar keine Nachricht kam! — Wenn ihnen am Ende ein Unglück zugestoßen wäre? Die Angst der Ungewißheit kam über ihn.

Nein, nur das nicht! Nur kein Unglück —

Unwillkürlich falteten sich seine Hände. Aber er betete nicht, und doch war ihm zumute wie im Gebet. Er sah auf das Bild über dem Bett, in die gütigen, milden Züge des Toten. —

An einem solchen Morgen war es auch, daß Georg, der diese Worte schon so lange in sich getragen und sie aus Scham und Scheu doch immer wieder unterdrückt hatte, die Mutter zögernd fragte, ob sie nicht doch einmal nach der Wohnung der Frau Gerold hingehen wollten.

Seine Hände, die eben ein paar Bücher für den Schulgang ordneten, zitterten, wie er sprach.

Aber Frau Bang schüttelte leise den Kopf.

„Nein, Georg, wenn sie uns weiter haben wollen, dann müssen sie uns dafür schon ein Zeichen geben. Schau, wir sind arm, und sie sind doch wohl ziemlich wohlhabend — aufdrängen dürfen wir uns nicht.“

Und der große Bub, der dem Mädchen schon so nahe gestanden, daß er die Kluft dieses Abstandes nicht mehr gesehen hatte, wurde rot bis in die Stirn, nickte zu den Worten der Mutter und drückte die Lippen fest aufeinander. Gewiß, aufdrängen dürfen wir uns nicht, dachte er, und er vermied es wieder durch Wochen, von Sephi und ihrer Mutter zu reden. Er hoffte auf das Zeichen, das sie geben sollten. Er hoffte und begrub sein Hoffen schweigend und lautlos erst an jenem Tage, da ihm die Mutter, als er mittags nach Hause kam, die Nachricht gab:

„Georg, ich war heute im Haus von Gerolds. Ich bin doch hingegangen, schon der Sephi wegen. Die Tafel mit dem Namen Heinrich Gerold ist nicht mehr an der Tür. Ich hab' geläutet, eine alte Dame hat mir aufgemacht. Sie sagt, daß sie mit ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter schon seit sechs Wochen da wohnt. Sie haben die Wohnung auf ein Inserat gefunden. Wohin Frau Gerold gezogen ist, kann sie nicht sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Entwicklung von Nordamerika.^{*)}

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Wie in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Erschließung der Prärien und Felsengebirge zu dem beispiellosen Aufschwung Amerikas die erste Veranlassung gegeben hat, so kam seitdem der Nordwesten, ein Gebiet von nahezu ähnlicher Ausdehnung, an die Reihe. Dort, im Oberlauf des Missouri und im Stromgebiet des Columbiastromes, dehnen sich die Territorien Dakota, Wyoming, Montana, Oregon und Washington aus, mit zusammen wieder anderthalb Millionen Quadratkilometern — drei Deutsche Reiche. Der sprichwörtliche „Wilde Westen“ mit seinen Indianern, Trappern, Büffeljägern, seinen Goldsuchern und Abenteurern war in Kulturstaaen verwandelt, und an seine Stelle war der „Wilde Nordwesten“ getreten. Nach langen Mühen gelang es endlich einem amerikanisierten Deutschen, der seinen Pfälzer Namen Hilgard in Billard verwandelt hatte, die große Northern Pacific Eisenbahn durch die Einöden und Felsengebirge des Nordwestens und dem Columbiastrom folgende an die Küsten des Stillen Ozeans zu führen. Diese Verkehrsstraße entlang ergoß sich die Ansiedlung, aber diesel

^{*)} Vergl. Nr. 14 und 15 des laufenden Jahrgangs der „Gartenlaube“.

waren es weniger europäische Einwanderer als Amerikaner, die die von ihnen im Westen gegründeten Heimstätten den Einwanderern verkauften und als Kulturpioniere nach dem Nordwesten zogen.

Der Ausgangspunkt der Besiedlung waren die Zwillingstädte St. Paul und Minneapolis am oberen Mississippi. Ihre Entwicklung ist mit jener des Nordwestens innig verknüpft und gehört zu den interessantesten und wichtigsten Kulturereignissen unserer Zeit, denn sie ist noch viel erstaunlicher als jene der Prärien oder von Kalifornien. — Sie liest sich wie ein Märchen. Man nimmt bei uns in Europa die heutigen blühenden Kulturstaaen Minnesota, Wisconsin und die westlich davon bis an den Stillen Ozean reichenden anderen viel zu sehr als vollendete Tatsache hin, man rechnet mit ihren Produkten, ihrem Handel. Ihr Entstehen aber hat sich so rasch abgespielt, daß man gar nicht die Zeit gefunden hat, dieser Entwicklung zu folgen, zumal es noch kein einziges Buch gibt, das sie schildert. Ich selbst, der ich zum Teil das Entstehen und Wachsen dieser jungen Staaten, das Insbesonders dieser Großstädte mit eigenen Augen gesehen habe

und selbst mitten in dieser Entwicklung stand, kam nicht dazu, das Geschaute aufzufrischen, weil die Tatsachen jede Schilderung — kaum daß sie geschrieben war — bereits überholt haben würden. Und doch ist es an der Zeit, sich damit zu beschäftigen, denn der Nordwesten, von den Großen Seen angefangen bis an den Pugetfund am Stillen Ozean, ist nicht nur durch seine Produkte für uns von der größten Bedeutung geworden, er nimmt auch auf unsere Absatzgebiete an einer Stelle des Erdballs Einfluß, wo wir es gewiß am wenigsten vermuten würden, nämlich in China, Japan, ja sogar in Indien! Schon heute wird unser Handel dort durch den amerikanischen Nordwesten jährlich um Millionen geschädigt, und diese Beeinträchtigung ist in stetem Steigen begriffen.

Gerade vor 50 Jahren wurde die erste Eisenbahn von Chicago aus am oberen Mississippi vollendet, und sie brachte Ansiedler und Abenteurer nach den neuen Verteilungspunkten des nordwestlichen Verkehrs, nach St. Paul und St. Anthony, wie Minneapolis damals hieß. Von dort war ihr Hauptziel das reiche Flußtal des Red River of the North, der sich auf kanadischem Gebiet in den Winnipegsee ergießt. Dort hatte die alte Hudsonbai-Gesellschaft einen ausgebreiteten Handel mit den Indianern entwickelt. Der Pelzhandel allein brachte viele Millionen ein, doch gab es am Winnipeg keine Verkehrsstraße nach den Vereinigten Staaten. Um diesen Handel zu gewinnen, richtete die Firma Blafely & Merriam in St. Paul einen Karrendienst vom Mississippi nach dem Red River ein, den sie bei dem Handelsposten Fargo erreichte. Von dort ging der Verkehr auf dem Flusse nach Winnipeg. So kam der Hudsonbai-Handel nach St. Paul, und nun wurden von Chicago aus gleich zwei Eisenbahnen nach dieser aufstrebenden Stadt gebaut, die 1873 eröffnet wurden. Ebenso suchten die unternehmenden Kaufleute St. Pauls eine Verbindung mit der atlantischen Seeküste mit Benutzung der großen Wasserstraße der fünf kanadischen Seen herzustellen. Der nächstgelegene Punkt dieser Seen war die Westspitze des Oberen Sees, und 1870 war die Eisenbahn dorthin vollendet. Dort entwickelte sich die Stadt Duluth, die ich 1876 als eine bescheidene Bretterstadt kennenlernte. Heute hat sie hunderttausend Einwohner. Der Verkehr hob sich dergestalt, daß heute zwischen St. Paul und Chicago, diesen kleinen Ansiedlungen zur Zeit unserer Väter und jetzigen Weltstädten, sieben Eisenbahnlinien bestehen. Zwischen St. Paul und Duluth gibt es drei, zwischen St. Paul und der jungen Hauptstadt der westlichen Prärien, Omaha, drei. Man ziehe doch einen Vergleich zwischen diesem Eisenbahnnetz und jenem, das zwischen den größten Millionenstädten Europas besteht.

Diese vielen Eisenbahnen brauchten Passagier- und Frachtenverkehr, um ihre Bau- und Betriebskosten zu decken und ihren Unternehmern Gewinn abzuwerfen. Dazu war es vor allem nötig, das Hinterland im Nordosten nach seinem möglichen Ertrag zu untersuchen und zu entwickeln. Dabei stellte es sich in erster Linie heraus, daß besonders die weite Red Riverebene in Minnesota und Dakota, die man bisher als für Getreidebau unfähig angesehen hatte, den denkbar besten Frühjahrswitzen lieferte. Sofort machten sich die Eisenbahngesellschaften, diese vornehmsten Pioniere amerikanischer Kultur, daran, Ansiedler heranzuziehen, in so geschickter Weise und mit so großem Erfolg, daß heute in Minnesota und den beiden Dakotas, die vor einem Vierteljahrhundert menschenleer und größtenteils noch in Händen der Indianer waren, nahe an drei Millionen Weiße wohnen. Die Produktion von Weizen, der sie sich hauptsächlich widmen, gehört zu den bedeutendsten Amerikas, und Minneapolis besitzt durch die natürliche Wasserkraft der St. Antonsfälle im Mississippi Gelegenheit, diesen Weizen zu mahlen. In seinen Mühlen können täglich 80000 Faß Mehl gemahlen werden, und die jährliche Produktion erreicht heute 16 Millionen Faß, von denen 15 Millionen im Wert von 200 Millionen Mark allein aus dieser Stadt zur Ausfuhr kommen.

Für diese Mehlmassen sind täglich 80000 Fässer nötig. Das ließ in Minneapolis große Faßfabriken entstehen, die einer

bedeutenden Menge Holz bedürfen. Nun liegen rings um das Quellgebiet des Mississippi und seiner Nebenflüsse Fichtenwälder von vielen Tausenden Quadratkilometer Ausdehnung, und da die Flüsse selbst den besten und billigsten Transportweg für die gefällten Stämme darboten, wurde Minneapolis auch der Hauptplatz des Holzhandels, mit großartigen Sägewerken, in denen gleich vier bis sechs Stämme auf einmal mittels einer Bandsäge zu Brettern zersägt werden. Das Holzmaß ist in Amerika ein Brett von einem Zoll Dicke und einem Fuß Breite. In Minneapolis werden nun jährlich 600 Millionen Fuß Holzbretter geschnitten, so daß etwa der ganze Thüringer Wald kaum hinreichen dürfte, den Sägewerken von Minneapolis Holz für ein einziges Jahr zu liefern.

Bei dieser Waldzerwüstung, die auch sonst überall in Amerika in sorgloser Weise betrieben wird, war es vorauszu sehen, daß die großen Wälder von Minnesota und Wisconsin schon in ein bis zwei Jahrzehnten abgeholt sein würden. Man mußte sich also nach anderen Wäldern umsehen, und die ausgedehntesten liegen jenseit der Felsengebirge am Stillen Ozean, in Washington, Oregon und am Pugetfund. Zwischen diesen Wäldern und Minneapolis, dem Ort, wo sie verarbeitet werden, liegen nun Tausende von Kilometern unbewohnten, scheinbar wüsten Landes. Wie sollten diese durch eine Eisenbahn überbrückt werden? Das Unternehmen war geradezu wahnwitzig, und doch wurde es durch die Tatkraft eines einzigen Mannes, J. J. Hill, des größten Eisenbahnstrategen aller Zeiten, mit den glänzendsten Erfolgen zu Ende geführt. Einige Jahre verwendete Hill, der in den fünfziger Jahre durch Dampferlinien auf dem Mississippi ein kleines Vermögen erworben hatte, auf die Durchforschung des „Wilden Nordwestens“. Auf Schneeschuhen oder zu Pferde, im Schlitten und Karren durchstrebte er die Indianergebiete, überstieg die unwirtlichen Felsengebirge, durchstrebte die unendlichen Wälder und erreichte endlich den heute berühmten Pugetfund. Was er fand, bestärkte ihn in seinem Vorhaben, eine nördliche Parallelbahn zur Northern Pacific zu bauen. Dazu waren aber Hunderte von Millionen erforderlich, und das Großkapital wollte die Geldsummen für „Hills Narrheit“, wie das Projekt genannt wurde, nicht hergeben, zumal die Regierung jede Geldunterstützung, jede Landbeschenkungen verweigerte. Den Kapitalisten standen die früheren Pacificbahnen als warnendes Beispiel vor Augen. Die eine hatte 400 Millionen aus dem Yankeeädel verschlungen, die Northern Pacific hatte eine Landbeschenkungen von 40 Millionen Morgen, das ist ein Königreich von der Größe Süddeutschlands und eines Stückes von Preußen, erhalten, und doch waren beide verkracht! Hill aber baute die Bahn dessenungeachtet, ohne irgend eine staatliche Beihilfe, und seine Great Northern Eisenbahn ist eine der glänzendsten Unternehmungen dieser Art geworden. Um Frachten nach Osten zu gewinnen, schloß Hill mit den Waldeigentümern am Stillen Ozean ein Abkommen für viele Jahre. Es fehlte aber an Frachten für die Rückfahrt der leeren Züge, denn der Nordosten ebenso wie der Pugetfund waren ja nur sehr spärlich besiedelt. So ließ denn dieser große Stratege die Länder jenseit des Stillen Ozeans, also China, Japan, Indien durchforschen und schuf sich dort Absatzgebiete für das Mehl von Minneapolis, Eisen und Stahl aus Chicago, Baumwolle aus dem Süden, Nügel, Glaswaren, Textilwaren aus dem amerikanischen Osten. Um von den Anschlußbahnen in bezug auf die Frachtsäge unabhängig zu sein, kaufte er große Eisenbahnsysteme auf, baute Dampfer auf den Seen, ebenso wie die größten Frachtdampfer auf dem Stillen Ozean, und besitzt nun heute eine Weltverkehrsline vom amerikanischen Osten bis nach China, mit einer Menge von Nebenlinien, die seiner Great Northern Bahn die Frachten zuführen. In dem von ihr durchschnittenen Gebiete sind die größten Eisen- und Kohlenlager entdeckt worden, die er für seine Bahnen ankaufte, und als ich mit ihm und seinem Sohne im vergangenen Jahre den Nordosten durchreiste, fand ich überall blühende Ansiedlungen, bebautes



Das neueste Modejournal.
Gemälde von L. Bianchi.

Land, reiche Minen. Spätestens, das ich im Jahre 1886 als eine Ansiedlung von Bretterbuden kennengelernt hatte, fand ich als Stadt von fünfzigtausend Einwohnern wieder, Seattle am Pugethnd, vor zwanzig Jahren mit kaum zehntausend Einwohnern, hat diese seitdem nahezu verzehnfacht, und seine Seeschifffahrt hat bereits jene von San Francisco, diesem durch die jüngste Erdbebenkatastrophe so schwer heimgesuchten New York der Stillen Ozeanküste, erreicht!

Während so der Westen und Nordwesten sich mit Riesenschritten entwickelt haben, ist auch der Süden, der durch den großen Bürgerkrieg der sechziger Jahre so schwer geschädigt wurde, in neuem raschen Aufblühen begriffen. Die furchtbaren Wunden, an denen die Südstaaten während zweier Jahrzehnte bluteten, sind geheilt. An Stelle der alten Pflanzergeneration mit ihrem Konservatismus steht dort jetzt der Plantagenwanderer aus den Nordstaaten, früher schimpflich der Cargobagger genannt, obenan. Er brachte mit seiner Tatkraft, seinem Unternehmungsgeist auch großes Kapital mit nach dem Süden, und die Captains of Industry gingen in Alabama, Georgien, den beiden Carolinas und Virginien in ähnlich weitblickender Weise vor, wie sie es jenseit des Mississippi getan hatten. Die aus der Kolonialzeit stammenden Pflanzer fanden ihren Reichtum nur in Sklaven, Tabak, Baumwolle und Rohrzucker. Die reichen Mineralerschätze, vor allem Kohle und Eisen, blieben unbeachtet, Industrie gab es nicht. Diese Gebiete gleichfalls zu entwickeln, blieb den Plantagen vorbehalten, und innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte ist der Süden wie ein Phönix neu entstanden, an Aufblühen mit dem Westen metzeifernd. Selbst die Plantagenwirtschaft war niemals zuvor so einträglich wie jetzt, niemals zuvor gab es so reiche Ernten. An Baumwolle allein wird jetzt doppelt so viel erzeugt wie vor zwanzig Jahren. Im letzten Jahre erreichte sie 14 Millionen Ballen von je 250 Kilogramm im Gesamtwert von 2½ Milliarden Mark!

Bis vor zwanzig Jahren wurde der weitaus größte Teil davon ins Ausland exportiert und nur eine verschwindende Menge in Amerika selbst verarbeitet. Die Plantagen sagten sich mit Recht, daß sie sehr viel gewinnen würden, wenn sie statt der Rohbaumwolle die fertige Ware zur Ausfuhr brächten, und so entstanden besonders im Süden großartige Spinnereien. Schon heute besitzt Amerika von den 110 Millionen Spindeln der Welt 22 Millionen, im Verhältnis zu ihrer Baumwollproduktion sollten es aber 70 Millionen sein. Dann würde sich der Wert des Produktes auf 6000 Millionen Mark im Jahre belaufen, und in den Fabriken würde eine Million Arbeiter Beschäftigung finden. Deshalb wächst auch die Baumwollindustrie mit jedem Jahre zum Schaden der europäischen Spinnereien. Die sonnigen, ruhigen Pflanzstädte des Südens verwandelten sich immer mehr in Industriestädte, und um den Bedarf an Maschinen und anderem Material zu decken, sind auch die ungemein reichen Minen erschlossen worden. Der Süden besitzt allein Kohlenfelder von der Ausdehnung des halben Königreichs Preußen, und die besonders im Staate Westvirginien gewonnene Kohle ist die beste Amerikas. Ebenso hat Alabama die besten Eisenerze, und die Eisenindustrie hat sich dort in kaum glaubhafter Weise entwickelt. 1883 kam ich durch diesen mir von früher her bekannten Baumwollstaat. Der nördliche von Urwäldern eingenommene Teil war durch eine neue Eisenbahn erschlossen worden. Zu beiden Seiten brannten die Wälder; man hatte sie angezündet, um Platz zu machen für Minen, Hochöfen, Ansiedlungen. In Birmingham hatte man sich gar nicht die Zeit genommen, die Bäume zu beseitigen; sie standen noch mitten in den Straßen der jungen, im Handumdrehen entstandenen Bretterstadt. Heute ist Birmingham, mit seinem vielversprechenden Namen, in der Tat das Birmingham des Südens geworden, mit einer Stahl- und Eisenproduktion, die wohl nur von Pittsburg und anderen Pennsylvaniadistrikten übertroffen wird. Die 8 Millionen Neger, die in den Südstaaten wohnen, bilden wohlfeile Arbeitskräfte, die Lebensbedingungen sind günstiger als im

Norden, und so entwickelten sich hier die Industrien jetzt in viel rascherem Verhältnis als sonst irgendwo in Amerika.

Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts betrug die Zahl der in Industrien beschäftigten Bevölkerung nur ein Fünftel jener, die sich der Landwirtschaft widmete. Heute ist das Verhältnis wie 7 zu 10. 7 Millionen haben Industrie und Bergbau, 10½ Millionen Landwirtschaft zum Beruf. Im Handel und Verkehr sind nahe an 5 Millionen tätig.

Der Aufschwung des Südens hat auch hier viele neue Eisenbahnen geschaffen, und das amerikanische Gesamtnetz erreicht heute das Sechsfache des deutschen, mit einer Kapitalanlage von 50000 Millionen Mark, verteilt auf zweitausend Gesellschaften.

Ihr Wettstreit im Personen- und Frachtenverkehr hat zu dem Zusammenschluß großer Eisenbahnen unter einheitlicher Leitung, zu Eisenbahntrusts geführt, und ebenso wurden auch durch den Wettbewerb die verschiedensten Industrien zur Trustbildung veranlaßt, eine der merkwürdigsten Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens in Amerika. Das auffälligste Beispiel ist der Stahltrust, die United States Steel Corporation, die einen großen Teil der Stahlproduktion Amerikas beherrscht. Ihr Anlagekapital erreicht 600 Millionen Mark, der Nettogewinn beträgt 4- bis 500 Millionen jährlich! In ähnlicher Weise haben sich Petroleum-, Kupfer-, Zucker-, Tabaktrusts gebildet, im ganzen ist die Zahl der Trusts auf 440 angewachsen, in denen zusammen 8600 Firmen und Gesellschaften verschmolzen sind. Sieben Trusts, darunter die vorgenannten, besitzen zusammen ein Kapital von 10 Milliarden Mark, jeder der sechs großen Eisenbahntrusts 4 Milliarden Mark, der Morgantrust allein 5 Milliarden Mark! Der Hauptstitz dieser Trusts ist New York, diese Riesenstadt, die im Laufe eines Jahrhunderts auf vier Millionen Seelen angewachsen ist. Daß die Ansammlung so ungeheurer Kapitalien in den Händen einer ganz kleinen Klasse Bevorzugter auf das gesamte wirtschaftliche Leben von tief einschneidendem Einfluß ist, braucht nicht gesagt zu werden. Eine Handvoll Milliardäre kontrolliert die wichtigsten Bodenprodukte der wichtigsten Industrien, den Geldverkehr und den größten Teil des Eisenbahnnetzes des ganzen Landes, also gerade die Grundbedingungen der Volkswirtschaft, und beuten sie vielfach zu ihrem eigenen Nutzen aus, in mancher Hinsicht zum Schaden der Bevölkerung. Sie sind so mächtig geworden, daß nicht einmal die Regierung der großen Republik, geschweige denn jene der Einzelstaaten, gegen sie mit Erfolg vorgehen kann, denn in republikanischen Staatswesen sind die Gesetzgeber un schwer zugunsten der reichen und freigebigen Trusts zu beeinflussen. Auf der anderen Seite haben diese wieder ihr Gutes durch ihre Kapitalkraft, die Herabsetzung der Produktionskosten, die Vereinfachung der Betriebe, die Heranziehung der fähigsten Leiter. Sie sind im Grunde genommen doch nur eine natürliche Folge des verderblichen Wettbewerbs Einzelner untereinander, eine Betätigung des Prinzips des Überlebens, des Sieges der Fähigsten. An Stelle der für sich und gegeneinander arbeitenden Soldateska der Industrie ist eine Armee unter einheitlicher Leitung der „Industrie kapitane“, des Generalstabs getreten, und diese Zentralisation ist in vieler Hinsicht dem ganzen Lande von Vorteil gewesen. Die Strategen seiner Entwicklung haben ihre Tätigkeit über das ganze Land ausgebreitet, sie haben die Soldaten ihrer Armeen von Osten her nach West und Nordwest, an die pazifischen Küsten wie nach dem Süden ausgesandt, und die Interessengegenätze der einzelnen Staaten gruppen haben sich in den letzten Jahrzehnten bedeutend gemildert. Der Westen arbeitet nicht mehr gegen den Osten, der Süden nicht mehr nach dem Norden. Selbst in politischer Hinsicht ist dies nicht mehr der Fall. Bis zum Jahre 1902 herrschte in allen Südstaaten noch die Überlieferung des großen Sklavenkrieges. „The Solid South“, der ungeteilte Süden war bei allen Wahlen ganz auf der Seite der demokratischen Partei, gegen die republikanische Partei der

Nordstaaten. Die Einwirkung der Yankees auf die industrielle Entwicklung der Südstaaten, der Zufluß nördlichen Kapitals, der Ausbau des die beiden Staatengruppen verbindenden Eisenbahnnetzes haben die Gegensätze auf wirtschaftlichem und damit auch auf politischem Gebiet ausgeglichen, und als erster Staat hat sich gerade der am meisten demokratische, Mississippi, von den alten Doktrinen losgesagt, um sich durch die berühmt gewordene Mc Allister-Erklärung an jene des Nordens anzuschließen. An Stelle der Gegensätze ist eine Interessengemeinschaft getreten, die alle Teile der Union mit einem festen Bande umschlingt und sie zu einem in jeder Hinsicht einheitlichen Lande macht, dem größten der Erde mit gemeinsamem Wirtschaftsleben, mit gleichartiger Bevölkerung.

Was die Vereinigten Staaten vor allem zu ihren wirtschaftlichen Erfolgen geführt hat, sind die Beherrschung ihres ganzen Bedarfs an Rohstoffen, Schutz der eigenen Industrie durch hohe Zölle, die höchste Leistungsfähigkeit der Arbeit, erzielt durch die höchsten Löhne, besten Maschinen und Ausnutzung aller Naturkräfte. Mit diesen wirtschaftlichen Erfolgen geht auch die politische Erstarkung Hand in Hand. Auch in dieser Hinsicht vollzieht sich eine Art Trustbildung, die die Staatengruppen und Einzelstaaten immer fester unter die Leitung der Strategen in Washington stellt. Mit dem ganzen ungeteilten Lande hinter sich, vermochten diese es, die Union ihren großen politischen Erfolgen der letzten Jahre zuzuführen und ihr jene Machtstellung zu geben, die sich heute in allen Erdteilen, in allen Reichen so fühlbar macht.

Schwimmende Sanatorien.

Von M. Hagenau.

„Auf die See!“ Es war im achtzehnten Jahrhundert, da dieser Ruf mit Nachdruck an Kranke und Erholungsbedürftige gerichtet wurde. Er ging von England aus, denn das seefahrende Inselvolk hatte naturgemäß vollauf Gelegenheit gehabt, den günstigen Einfluß des Seeklimas und der Seebäder kennenzulernen. In Deutschland folgte man bald diesem Beispiel, und im Jahr 1793 wurde bei Doberan das erste deutsche Seebad Heiligendamm gegründet. Allmählich lernte man aber den Einfluß des Seeklimas auf den Binnenländer schätzen. Man hat gefunden, daß es fördernd auf die Ernährung einwirkt; der Appetit stellt sich ein, und wenn die Nahrungszufuhr entsprechend ist, zeigt sich bald eine Zunahme des Körpergewichts. Außerdem wirkt die Seeluft fördernd auf den Schlaf. Aber nicht jeder verträgt den Reiz, den sie ausübt. Wer an der Seeküste sich erholen will, der muß leistungsfähige innere Organe mitbringen; sein Magen muß gut, in der Lunge dürfen keine tieferen Störungen vorhanden sein, und die Haut muß nicht zu erregbar sein, damit sie Abhärtung ertragen kann. Die Zahl der Kranken und Geschwächten dieser Art ist sehr groß, und so können alljährlich Hunderttausende in Seebädern Heilung und Erholung finden.

An der Küste kommt jedoch die Wirkung des Seeklimas noch nicht zu voller Geltung: der Einfluß des Landes macht sich hier noch bemerkbar; man gründete darum Seebäder auch auf Inseln mitten im Meere, auf denen ein ausgesprochenes Seeklima vorherrscht. Und seit einer Reihe von Jahren geht man weiter, man erhebt den Ruf: „Auf die See!“

Nun sollen Kranke und Erholungsbedürftige sich auf Schiffe begeben und wochen- oder monatelange Seefahrten unternehmen. Früher, wo die Schiffe in hygienischer Hinsicht fast alles zu wünschen übrig ließen, wo eine längere Seefahrt mit Entbehrungen aller Art verknüpft war, wo schlechtes Trinkwasser, ungenügende Verpflegung, mangelhafte Schlafräume Krankheiten aller Art zeitigten, war daran nicht zu denken. Gegenwärtig sind alle diese Mängel abgeschafft. Das Reisen auf den großen modernen Personendampfern ist so bequem und angenehm, daß weite Reisen einfach vergnügungshalber unternommen werden, und große Gesellschaften haben Dampfer ausgerüstet, die ausschließlich Vergnügungsreisende befördern. Viele abgearbeitete und geschwächte Leute, die an solchen Fahrten teilgenommen hatten, machten nun die erfreuliche Erfahrung, daß sie dadurch eine gründliche Erholung und Stärkung ihrer Gesundheit erlangten. So können schon diese Vergnügungs- und Luxusdampfer im gewissen Sinne als schwimmende Kurorte gelten. Das Seeklima kommt bei ihnen zur vollsten Geltung, im Vergleich mit den auf dem Lande errichteten Kurorten haben sie noch den Vorzug, daß sie sich der Jahreszeit anzupassen vermögen, im heißen Sommer

suchen sie die nördlichen Meere auf, fahren an den Küsten Norwegens nach dem Nordkap oder bis nach Spitzbergen, und wenn bei uns der rauhe Winter einkehrt, fliehen sie in die südlichen Meere und suchen Eilande auf, die im grünen Schmud der Palmen prangen. Trotz aller Verbilligung der Fahrgelegenheiten zur See sind aber solche Reisen nicht billig und können nur von Vermögendere unternommen werden.

Neuerdings kam man nun auf den Gedanken, Dampfer auszurüsten, die lediglich Gesundheitszwecken dienen sollten. In Deutschland hat sich ein „Verein zur Begründung deutscher Schiffsanatorien“ gebildet; die Schiffe, die er ausrüsten will, sollen nur leichter Erkrankte, Konvaleszenten und Erholungsbedürftige aufnehmen; ausgeschlossen bleiben natürlich Personen, die an Tuberkulose und anderen ansteckenden Krankheiten leiden. Es sollen zu diesem Zwecke neue Schiffe gebaut werden, die allen Anforderungen der Hygiene genügen und auch mit dem nötigen Heilapparat versehen sein würden. Dabei wird aber auch für Unterhaltung und Zerstreuung Sorge getragen; Einrichtungen für Fischfang, zum Photographieren und zum Betreiben zoologischer Studien sind vorgesehen. Natürlich erstreckt der Verein keinen Erwerb; er will nur auf seine Kosten kommen, dabei aber ist auf dem Schiff eine Anzahl Freibettstellen für Unbemittelte in Aussicht genommen. Man kann allen diesen Bestrebungen den besten Erfolg wünschen. Der Wohltätigkeit ist hier ein schönes neues Gebiet eröffnet. Mitglied des Vereins kann jeder unbescholtene Deutsche werden, der einen Jahresbeitrag von mindestens fünf Mark oder einen einmaligen Beitrag von mindestens 100 Mark zahlt, und die Mitglieder des Vereins sollen bei Besetzung der Plätze auf den Schiffsanatorien in erster Reihe berücksichtigt werden.

Daß gut geleitete Schiffsanatorien sich trefflich bewähren können, ist übrigens seit einer Reihe von Jahren in einem Spezialfall erhärtet. Nordamerika hat ein Klima, das an Extremen sehr reich ist. Witterungsumschläge ereignen sich hier ungemein häufig, besonders lästig wird aber die große Hitze im Sommer. Oft hält sie so lange an, daß die Wohnungen in den Großstädten durchglüht werden und in New York, der zweitgrößten Stadt der Welt, die Menschen sich veranlaßt sehen, die Häuser zu verlassen und während der Nacht im Freien zu kampieren. Am meisten haben darunter die kleinen Kinder, namentlich aber die Säuglinge zu leiden, unter denen im Hochsommer der Brechdurchfall sehr zahlreiche Opfer fordert. Aber auch die größeren Kinder werden durch die fortdauernde Einwirkung der Hitze geschwächt und für allerlei Krankheiten empfänglicher gemacht. So kommt es, daß bei vielen nur eine rasche Überführung in frische, kühlere Luft lebensrettend wirken kann. Um diesem Elend zu steuern, haben sich Menschenfreunde entschlossen,

für die gefährdeten Kinder der unbemittelten Einwohner von New York Sanatorien zu schaffen. Auf der See ist die Luft frischer und kühler als auf dem Lande, und die See breitet sich vor New York aus. Sie tauchten also ein Schiff, richteten es zu einem für kleine Kinder passenden Aufenthalt ein, nahmen die Schwachen auf und liehen das Schiff auf die See hinausbugieren. Der Erfolg blieb nicht aus, und heute gibt es in New York eine ganze Anzahl schwimmender Kinderhospitäler.

Betreten wir ein solches Schiff, so gelangen wir zunächst auf das breite Verdeck, das zweckmäßig in einen großen Spiel- und Tummelplatz für die rüstigeren Kleinen umgewandelt ist. Durch Gitter und ausgepannte Netze ist reichlich Vorsorge getroffen, damit ja nicht einer dieser kleinen Leute über Bord falle. Da die einzelnen Schiffe für dreihundert und mehr Personen Platz bieten, so kann man sich leicht vorstellen, was für ein buntes Treiben sich hier entwickelt. Unter diesem Deck befindet sich ein anderes, in dem es nicht so heiter zugeht, denn es ist für ernstere Fälle bestimmt, und in langen Reihen stehen hier die Bettchen, in denen die kleinen Patienten aufs sorgfältigste von Ärzten und Wärterinnen gepflegt werden. Die frische reine Luft erweist sich als die beste Arznei, und die Behandlung blickt hier auf Erfolge zurück, die in der Stadtp Praxis niemals zu erreichen sind. Ganz kleine Kinder werden häufig von ihren Müttern begleitet; es handelt sich meistens um Frauen, die selbst schwach und abgehärmt sind, und denen der Aufenthalt auf dem Hospitalschiff neue Kräfte zu dem für sie so schweren Kampf ums Dasein verleiht. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß diese Schiffe mit Heilapparaten aufs beste versehen sind. Auf jedem befindet sich auch ein Operationszimmer, damit im Notfall chirurgische Hilfe sofort gebracht werden kann. In der Behandlung verschiedener Kinderkrankheiten spielt heute die Gymnastik in allen ihren Formen eine wichtige Rolle, sie wird hier in reichem Maße angewandt, und man sieht verschiedene Apparate, die diesen

Zwecken dienen, an verschiedenen Stellen des Schiffes aufgestellt. Die Wirkung des Seeklimas kann durch Seebäder aufs trefflichste gesteigert werden. Auch diese Wohlthat wird nach Möglichkeit den kleinen Patienten erwiesen. Da die Hospitalschiffe durch Schlepper in die See hinausbugiert werden, brauchen sie keine Dampfmaschinen und Kessel; die Räume, die auf anderen Schiffen diesen Zwecken dienen müssen, sind hier in Badesäle verwandelt. Das Wasser wird direkt dem Meere entnommen und in großen Zylindern vorgewärmt; in sauberen Badewannen erhalten dann die Kinder der Reihe nach ein warmes Salzwasserbad; nur die kräftigeren werden nach ärztlicher Verordnung auch kalt gebadet.

Die Ernährungsfrage bildet einen hochwichtigen Teil in der Behandlung der kranken Kinder. Neben der frischen, reinen Luft ist für sie eine gute Milch das größte und beförmlichste Labfal. Große Sorgfalt wird darum namentlich auf die Milchversorgung der Hospitalschiffe gelegt, und für die Aufbewahrung der Milch stehen zweckmäßige Kühlräume zur Verfügung, so daß die Kleinen sie hier in einer Güte erhalten, wie sie während des heißen Sommers in der Stadt selbst in Häusern der Wohlhabenden kaum zu beschaffen ist.

Wenn die Hospitalschiffe am Strande anlegen, um ihre „Kurgäste“ aufzunehmen, so stehen schon ganze Kinderscharen zur Abfahrt bereit. Wohl sieht man hier eine Unsumme traurigen Elends, blasse, welke Gesichtchen, müde Haltung; aber wenn die Aufnahme gesichert ist, so blitzen in den kleinen matten Augen Strahlen der Freude und Hoffnung auf. Langsam setzt sich dann das Schiff in Bewegung, aber auf dem Deck hat sich schon ein frohes Leben entfaltet. Es ist, als ob es sich um ein Fest, um eine Vergnügungsfahrt handle, so laut erschallen Lachen und Jauchzen und Jubelrufe aus kindlichen Kehlen. Bei diesem Anblick geht dem Menschenfreund das Herz auf und Lässige werden zur Mitwirkung an dem edlen Werk der Nächstenliebe angeregt.

Die Schöpfungstage.

Von Wilhelm Bölsche. — Mit Illustrationen von Heinrich Harder.

III.

Es erregt sich das Wasser mit webenden und lebendigen Tieren.“

Zwischen gelben Sandhalden liegt ein schöner blauer märkischer See. Durch seine Kristallflut ziehen die Spiegelbilder der weißen Wolken langsam wie große Schwäne dahin. Wo der Blick senkrecht hinabgeht, liegt der Grund unter ihm wie leuchtend goldbraune Bronze. Aber eines Tages besuche ich ihn, und ein wunderbares Schauspiel vollzieht sich vor mir. Das ganze Wasser ist plötzlich undurchsichtig geworden. Eine seltsame stumpfgrüne Masse scheint es durch und durch zu erfüllen, als sei aus seiner eigenen Tiefe jäh eine große trübe Wolke aufgestiegen. „Wasserblüte!“ sagt mir der Fischer. „Das Wasser blüht heute!“ Dieser grüne Schein ist Leben. Es ist das gleiche Grün, das aus jedem Pflanzenblatt schimmert. Mit einem Schlage ist das ganze Wasser meilenweit mit Leben durchsetzt, seine Welle sprudelt Leben — es blüht. Wie oft ist mir vor diesem Bilde das biblische Wort eingefallen: von dem Wasser, das „sich erregt“ von Leben. Die blaue Kristallflut wird plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, trüb, sie wird grün, sie spaltet sich in Wasser und Leben, ein diffuses, nebelhaft über alle Weiten ausgegossenes Leben, wie sich einst diffuses Phosphorlicht über werdende Himmelswelten ergoß.

Und doch ist das scheinbar Unvermittelte dieser Lebensschöpfung in der Wasserblüte auch nur wieder eine Sache der Schau, des Standpunktes bei dem Beobachter. Das Leben

entsteht hier nicht mehr wirklich. Es verstärkt, es vermehrt sich nur in unglaublich kurzer Frist so, daß es plötzlich überwältigend in unsern Gesichtskreis tritt an einer Stelle, wo man es vorher gar nicht ahnte. Diese „Wasserblüte“ wird hervorgerufen durch unermessliche Mengen winzigster Urpflänzchen von einfachstem Bau aus der Gruppe der sogenannten Kofocaceen. Die lebendigen Zellchen, die diese Liliputer bilden, „entstehen“ als solche keineswegs etwa hier durch eine dunkle Urzeugung wirklich zum erstenmal. Aber, einzeln unsichtbar, haben sie plötzlich einen besonders günstigen Nährboden gefunden, sie haben sich wahrhaft patriarchalisch vermehrt wie Sand am Meer, bis endlich das ganze Wasser von ihnen erfüllt war und die Farbe, die Lebensfarbe, annahm. Nicht mehr die Entstehung, sondern die ungeheuerliche Ausbreitungskraft des Lebens führen uns diese noch heute ertümlich einfachen Pflänzchen vor Augen. Gegeben die lebendige Zelle schon in frühen Urweltstagen — und nun gegeben, wie heute, eine solche jonnenerwärmte Seefläche, ein wohl von innen heraus noch lauwarmes, mit unendlichen Mengen noch unverbrauchter mineralischer Nährstoffe durchsetztes Weltmeer — und dieses Meer „erregte“ sich durch enorme Spaltung dieser Zellen (die einfachste Form ihrer Vermehrung) von Inseln, von Wolken, von Milchstrahlen dieses Lebens! Leben der schlichsten Art! Jedes Einzelwesen zunächst bloß noch aus einer einzigen Zelle bestehend, einer Pflanzenzelle zuerst, die mineralische Stoffe unmittelbar aus dem belichteten Wasser entnehmen

konnte. Sie hatten einen guten Magen, diese ersten Pflänzchen. Gibt es doch heute noch ihresgleichen im Bakterienvolk, die Schwefel und Eisen fressen und verarbeiten. Aber damit eroberten sie sich, fressend, sich rundend, endlich sich spaltend, ihr weites, weites Erdenmeer. Grün, gelb, rot oder irisierend in Regenbogenfarben mögen so durchlebte, so von Leben erregte Buchten dieses Ozeans zuerst erschienen sein, wie noch heute das Rote und Gelbe Meer unserer Karten von solcher Wasserblüte den Namen tragen. Aber inmitten dieser riesigen ersten Ansammlungen des Lebens vollzog sich alsbald dann ein bedeutungsvoller Fortschritt.

Von ihrem wirklichen Ursprung her schon lebte in der lebendigen Zelle eine geheimnisvolle Fähigkeit. Auch sie gemahnt vielleicht daran, daß dieser Ursprung noch an der Grenze des Feuers gelegen hat, an der Grenze des eben erst erstarrenden Planeten. Wie das Kristall auf dieser Grenze die wunderbare Fähigkeit zeigt, seine Teilchen in eine streng mathematisch scharfe, rhythmische Gestalt zu zwingen, so müssen wir auch dem Leben als Ureigenschaft eine solche rhythmische Gestaltungskraft zuschreiben. Sie erschöpfte sich bei ihm nur nicht in einer einzigen Tat, die dann starr für immer stehen blieb, wie bei dem aus einer Lösung einmal ausgeschiedenen Kristall.

Wie dieses Leben auch sonst gleichsam die Gabe des Kristalles mit der fortdauernden Beweglichkeit und Selbstwiederergänzung durch ewigen Wechsel der Flamme verknüpfte, so bewährte es auch jene Gabe des Kristalls, Formen in unendlicher Fülle, aber stets wunderbarer Regelmäßigkeit, zu bilden, in ganz anderer Biegsamkeit und dauernder Regsamkeit. Bald wußte die Zelle sich selbst die verschiedensten Gestalten zu geben. Bald schied sie feste Mineralmassen, aus Kiesel oder Kalk, in ihrem Leibe aus wie Aufsteilchen in der Flamme — diese Massen aber ordnete sie mit bestimmter Nichtkraft wiederum nach festen Kristallrhythmen an; so sehen wir heute noch winzige, bloß aus einer einzigen Zelle bestehende Wesen, die Radiolarien, in einem ziemlich gleichartigen lebendigen Zellkörper durch solche Nichtkraft aus Kieselstoff (also der gleichen Masse, die unsere Bergkristalle zusammensetzt) mehr als 4000 verschiedene „Kunstformen“ aufbauen, die zierlichen Kreuze, Sterne, Kronen, Gittertugeln, ein unendliches, liebliches Formenpiel, das unser Auge entzückt, da ein inneres Gesetz auch hier

stets zu einer streng symmetrischen, kristallartig schönen Gestaltung zwingt. Wie ein „Spiel“ erscheint zunächst wirklich nur dieses Formenwerfen des Lebens. Bleiben alle Formen in sich mathematisch scharf geregelt, so scheint doch in der uner schöp flichen, kaleidoskopischen Fülle mathematischer Symmetriemöglichkeiten die Zahl dieser Spielformen keine Grenze zu kennen. Aber alsbald, indem dieses Leben sich so uferlos mehrte, ganze Ozeane als „Wasserblüte“ zu durchsetzen, zu erfüllen begann, zeigte sich doch in diesem „Spiel“ wie eine Schranke, so auch ein gewaltiger praktischer Lebenssinn.

Vielfach verschieden waren in diesem Erdenozean schon in Urweltstagen die Anforderungen an das Leben, das sich erhalten, das ewig neu seine kleinen Zellstämchen regulieren und neu anzünden sollte. In der Bucht am Ufer (und die vulkanischen Bewegungen sorgten, daß sogleich Inseln, erkaltete Lavamassen und Ufer das Meer unterbrachen) waren diese Anforderungen anders als auf der hohen See, am flachen Meeresboden anders als an der wogenden Oberfläche. Indem das Leben aber alle diese Gebiete, sich unendlich mehrend, wirklich wasserblütenhaft zu erfüllen begann, geriet es in diese Kontraste, diesen Wechsel auch hinein. Hier paßte von seinen Formen



Archäopteryx.

dauernd die eine besser, dort die andere. Einer Zelle, die sich am Boden festsetzte, war etwa die Form eines kleinen Bechers, einer wirklichen Blüte günstiger, bequemer zur Erhaltung; umgekehrt einer freischwimmenden diente von den beliebigen mathematischen Gestaltungsmöglichkeiten die der Kugel oder des Schiffleins besser. Jenes Gesetz trat in Kraft, das Darwin die „natürliche Auslese“ genannt hat. Es ist eigentlich ein großes logisches Weltgesetz. Von vielen Möglichkeiten erhält sich dauernd stets nur gerade die, die am meisten harmonisch sich anschniegt, am besten friedlich zum Gegebenen paßt. Die Zellstämchen brannten hier am bequemsten so, dort so in die Höhe, hier als Becher oder Stern, dort als Kugel oder Kahn. Und da eines stets sich wieder am anderen fortzeugend anzündete, so wurde diese einmal bevorzugte Form als nächste gleich immer weitergegeben, und es entstand kein Bedürfnis für die Nachkommen, aus ihrer tiefen Kraft noch andere Formen kaleidoskopartig herauszubringen, solange die Außenanforderungen, denen grade diese Form entsprach,

sich nicht änderten. Schlummernd scheint freilich die alte Proteusgabe immer mehr oder minder stark doch im Innersten zurückgeblieben zu sein, so daß bei einer gelegentlichen nachträglichen Änderung der äußeren Bedingungen doch wohl wieder neu probiert werden konnte und „Neuanpassungen“ statt haben konnten; wenn die Erdkräfte die Dinge umgestalteten, daß Uferzonen zur Hochsee wurden oder umgekehrt — dann mochte wohl, wenn es nur recht langsam ging, die Becherzelle sich in einer Anzahl Generationen allmählich doch zur freien Kugelzelle umgestalten und umgekehrt, denn als Urzelle hatte ja jede einmal das ganze Kaleidoskop der Möglichkeiten besessen und mochte es schwankend abermals jetzt wieder spielen lassen, bis von neuem die bequemste, die harmonischste Form sich ergab — wie ein Mensch Jahrzehnte automatisch den gleichen Weg geht, bis plötzlich im Augenblick, da dieser Weg ein fatales Hemmnis zeigt, auch bei ihm das Neuerperimentieren einsetzt, dessen Ergebnis ein neuer Weg sein kann, der nun abermals auf lange Zeit genügt.

In der Wasserblüte des Urmeers geschah aber noch ein weiterer großer Schritt. Wie in den schwebenden Gaswolken des Alls sich allmählich feste Punkte stärkerer Anhäufung gebildet, wie endlich zusammenhaltende Systeme wie das vielköpfig wunderbar Gebilde unseres Planetensystems sich herausgebildet, so schlossen sich in dem Gewimmel einzelner Zellen Genossenschaften zueinander. Kleine schwimmende Zellkugeln vereinigten sich in Vielzahl zu größeren Kugeln. Die Schutzgenossenschaft bot gemeinsamen Vorteil. Arbeitsteilung unter den Mitgliedern erschloß neue Leistungsquellen. Es war ein neuer Triumph des Harmonieprinzips: Leben, das sich nicht bloß an äußere Verhältnisse anpaßte, sondern das sich harmonisch an Leben schloß. Und die Kraft, zahllose mathematisch scharfe Formen zu erzeugen, übertrug sich alsbald auch auf diese Sozialgebilde. Auch die Kolonie nahm wieder die Kugelform, die Becherform, die Sternform, irgend eine von den vielen, an, und auch sie ließ sich von den äußerlich verschiedenen Daseinsbedingungen bestimmen, welche Form sie hier oder dort dauernd bevorzugen sollte. So entstand abermals auf schon weiterer Stufe ein unendlich wechselvolles Bild des Lebens, — auch diese großen Lebensflammen, von denen jede jetzt schon eine ganze Girtlande aus kleinen Zellflämmchen war, brannten in tausend und tausend dauerhaft verschiedenen Größen, Farben und Gestalten auf der weiten Erde auf.

Auf diesem Wege sind, zunächst immer noch im Wasser, die ersten großen Pflanzenkörper entstanden. Wir ahnen ihre älteste Form noch, wenn von den Klippen der Südsee die ungeheuren grünen Bänder der *Macrocystis pyrifera*, des Riesentangas, sich länger, als die Kölner Domburme hoch sind, durch das bewegte Wasser dahinschlängeln gleich enormen grünen Seeschlangen des Pflanzenreichs.

Früh aber und wohl noch ehe es dazu kam, fiel vom Pflanzenbaum wie eine sich lösende Blüte oder Frucht, die ein selbständiges Leben beginnt, die größte zweite Erfindung des Lebens: das Tier.

Wie heute noch im Tierreich selber die Qualle sich vom Polypen auf einer gewissen Höhe des Daseins ablöst, um selbsttätig als gesondertes Wesen ins blaue Meer hinauszusteuern, wie bei den Pflanzen die merkwürdige Wasserpflanze *Vallisneria* ihre männlichen Blüten von sich losläßt und frei auf einer Luftblase zur Oberfläche des Wassers steigen läßt, so muß das Tier sich ursprünglich einmal aus der Pflanze erst entwickelt und erst nachträglich von ihr abgelöst haben. Bis heute muß die Pflanze für das Tier arbeiten, muß mineralische Stoffe und Kohlenäure ihm so zurechtlegen, daß es sich selber davon mit ernähren kann. Einmal entlastet dann von dieser Arbeit, die der Pflanze mehr und mehr gerade in ihren höheren Gebilden doch eine Tendenz zum Haftan am nährenden Mineralboden selbst gab, konnte dieses Tier sich um so unbehinderter der freien Bewegung hingeben. Alle Formen der kaleidoskopischen Bildungskraft konnte es zur Reize ausleben, die auf das freie Kriechen, Springen, Schwimmen

zielten. Mit klammernden Haftorganen kletterte es an den schwankenden Pflanzenstengeln im Wasser empor, um sich dann von der höchsten Spitze frei in den Ozean hinauszuerwerfen als verwegener Schwimmer. Der Wurm, der Seesterne kriechen so mimmelnd dahin und hinauf. Noch heute sehen wir auf uralten Steinplatten des kambriischen Schlammes ihre Kriechspuren deutlich abgeprägt. Der Trilobitenkrebs regte schon „hundert Gelenke zugleich“, um sich pfeilschnell im offenen Wasser wie ein sicheres Schifflein dahinzusteuern. Der höchste Triumph dieses Schwimmens aber war der Fisch, das erste Wirbeltier. Statt eines schwerfälligen äußeren Panzergehäuses wurde bei ihm allmählich ein innerer Knochengrat längelang durch den Körper gelegt, der den ganzen Leibesbau innerlich trug und vereinheitlichte. An diesem inneren Stamm zog sich ein größerer oberer Nervenstrang entlang, das Rückenmark, das alle Bewegungen des Schiffleins prächtig als Generalsteuer dirigierte. Der eigentliche Sitz des Steuermannes aber kam vorn ins Gehirn, wo er durch die Augen hinauschaute wie durch Glasfenster.

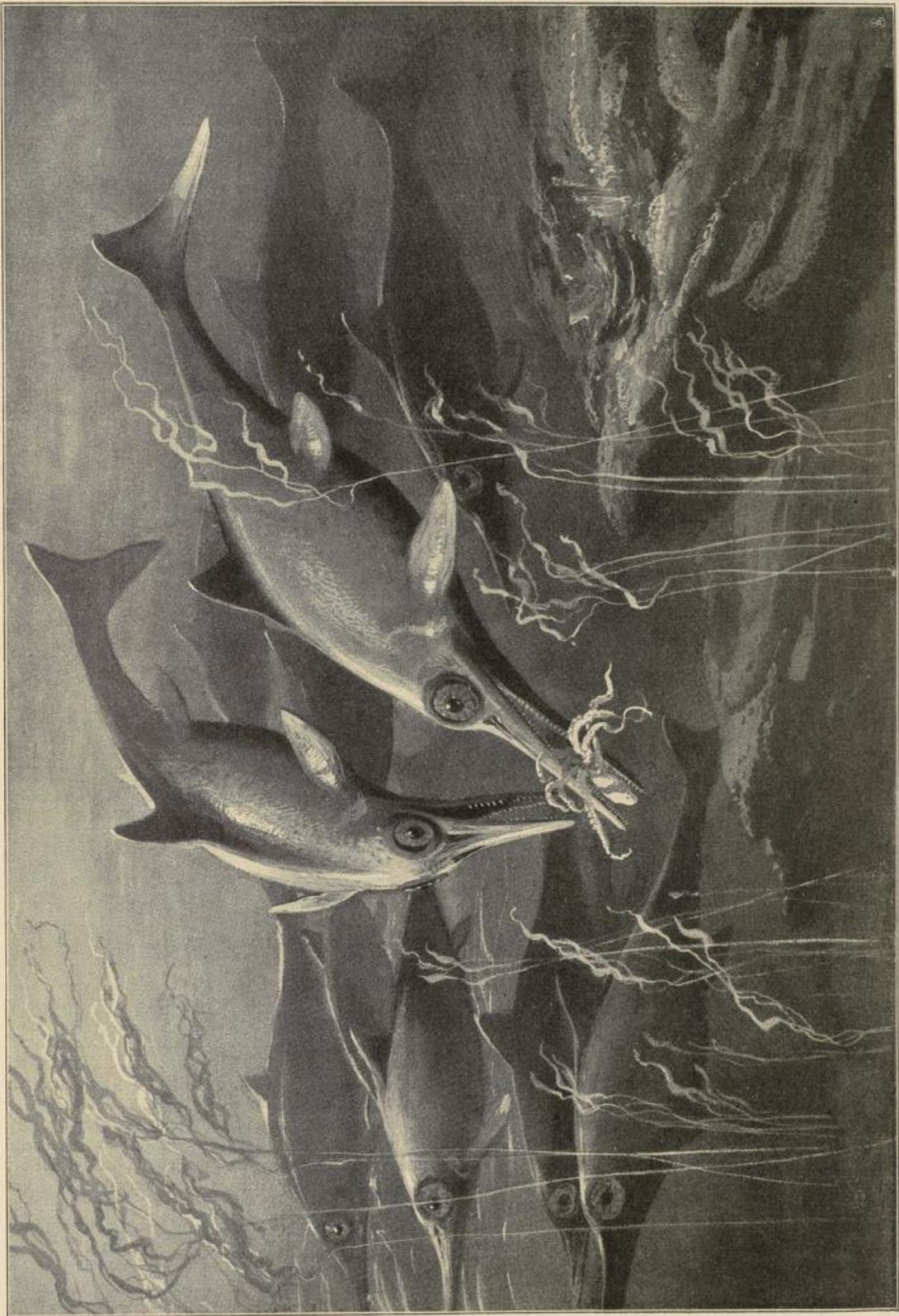
Doch als die ersten Fische (Haie und Störe) gleich Vögeln der Wassertiefe frei schwebend um die grünen Säulen der Riesentange, zu denen sich die alte Wasserblüte verdichtet, gaultelten, da war der Pflanze schon ein anderer Schritt wahrscheinlich wieder gelungen. Wo der ferne Mond durch seine Anziehung in Ebbe und Flut die rohe Vulkanlippe abwechselnd unter Wasser tief begrub oder als nackten Schlammgrund entblökte, da eroberte langsam tastend die Pflanze ein neues Gebiet: das Land. Unvergleichlich viel leichter als heute war ihr das gemacht. Noch war ja die Luft zwischen den Wolken und Erdwässern schwer von Wassergehalt, ein ewiger Nebel lag auf diesen Klippen, und auch wenn die Ebbe sie entblökte, peitschten ungeheure Wolkenbrüche ihr Gestein. Dieses Gestein aber, die noch jungfräulich unzersetzte Vulkanmasse, bot unvergleichliche neue Nährquellen. Wie heute die *Yucca*-Christi-Rebe üppig aus den Aschenfeldern des Befuw grünt, so bohrte das auftauchende Seegewächs dieser Artage seine Nährwurzeln in die Klippe, indem es zugleich seine lichthungrigen Blätter gegen den weißen Dunsthimmel entfaltete.

Und von den eroberten Klippen des Ufers kam jetzt die „Wasserblüte“ in einer neuen Form tief ins Land hinein.

Von diesen hohen grünen Zellbäumen löste sich jedesmal zu ihrer Reifezeit noch einmal eine Wolke wehenden Lebensstaubes, ungezählte Einzelzellen, von denen jede oder je zwei eine neue ganze Kolonie, einen neuen Baum zu gründen befähigt waren. Wenn der Bärlapp heute sein gelbes Mehl verpulvert, wenn auf einer höheren Stufe die Kiefern und die Haselstängel weithin stäuben, so vollzieht sich noch heute vor uns dieser uralte Prozeß. Die Wasserblüte wird gleichsam noch einmal für die Reifezeit auch von den entwickelteren Pflanzen wiederhergestellt. Solche goldenen Wolken trieb der Seewind aber jetzt landeinwärts, überall die Fläche einpulvernd mit diesem lebenskräftigen Staube. Auf die Ufer, die Ebene, die Hügel fiel es als eine neue „Landblüte“ jetzt. Und aus jedem Goldstäubchen wuchs diesmal, wenn die Umstände es nur irgend erlaubten, eine ganze große vielzellige Pflanze, ein Bärlappgewächs oder ein Schachtelhalm oder ein Farnkraut auf.

Zu gewaltigen Bäumen wuchsen gerade diese Formenarten in der üppigen Nährkraft des unverbrauchten Bodens auf: Schachtelhalme ragten wie Türme zum Himmel, der Bärlapp schuf hohe gegabelte Waldbäume, die Farn strebten auf dunklen Stämmen empor oder zogen sich als unendliche Lianenstränge von Zweig zu Zweig. Am wohlsten war es diesen alten Wasserfindern doch zunächst noch im Sumpfland. Mit ihren Wurzeln verankerten sie sich möglichst breit und flach im Moor, und ihr Blätterwerk arbeiteten sie so aus, daß es so viel Himmelsregen extrug, wie in solcher nebeligen Sumpfniederung unvermeidlich war.

In diesem Farn- und Bärlappmoor aber erschien eines Tages jetzt auch die andere Seite des Lebens. Es erschien



Schötholaurier.

das Tier. Die Schnecke, der noch fast trilobitenhafte Tausendfuß, der Wurm trocken an der Rinde aufwärts. Wie heute noch im Mangrovenwalde unserer Tropen, kletterten kleine Fischchen an dem Wurzelwerk hoch. Allmählich bildete ein Volk dieser Fische nach Art unserer noch lebenden Molchfische seine Schwimmblase zu einer Lunge für freie Landluftatmung um. Die Brust- und Bauchfloßen des Fisches ergaben gleichzeitig vier Beine. Wahrscheinlich sind es schon früh rechte Kletterbeine gewesen. Der Daumen stellte sich ein als wirksames Mittel zu diesem Klettern. Schon aus früherer Urwelt haben wir Spuren von vielleicht molchartigen Tieren im Schlamm, bei denen der Daumen aufs schönste entwickelt ist. Man glaubt in Zeiten zu sehen, wo der Boden zwischen Baum und Baum noch kaum zu Fuß passierbar war. Die Kletterer, die von einem Bärklappbaum zum anderen wollten, mußten hinüberspringen wie unsere Eichhörnchen. Ein solches Tier im Sprunge spreizt aber alle Viere, daß die Luft es möglichst lange trage. Bei gewissen Eichhörnchen führt das zu einer Streckung und Spannung der Haut, die Seitenhaut dehnt sich schließlich zu einem Fallschirm, der es den sogenannten „fliegenden Eichhörnchen“ ermöglicht, geradezu eine zum Sprung von Baum zu Baum zu große Strecke zu durchflattern. So war der Schritt auch damals wohl schon nicht allzu groß gleich vom Klettertier zum fliegenden Tier. Der Tausendfuß vom Insektenstamm ist früh schon im Steinkohlenwalde selbst zu fliegenden echten Insekten übergegangen: als Heuschrecke ist das Insekt knurrend dahingefahren, als Eintagsfliege hat es sich vom Wasser emporgehauelt. Wer heute über den Ozean segelt, erlebt den „fliegenden Fisch“, der sich über das Wasser heraufschnebelt und auf seinen Flossen schwebt. Wie sollte die Eidechse, das Landtier und Klettertier, das doch aus dem Fisch geworden war, diese Kunst nicht auch gefunden und vervollkommen haben!

In dem biblischen Mythos erscheint zugleich mit den Wassertieren und lange vor den eigentlichen Landtieren schon das „Gevögel, das auf Erden unter der Feste des Himmels fliege“. Das Naturbild eines Seefahrers steckt darin. Fern bis zum bleichen Horizont nur schwer rollende dunkelgrüne Wasser mit weißen Schaumkammern. Ein Fisch schnell heraus. Eine Schar blauer Medusen schwimmt still durch die große Meeresöde dahin. Da schwebt aus den Himmeln plötzlich eine silbergraue Mönche herab, wiegt sich frei über dem schaukelnden Plan, umkreist das Schiff und verliert sich als heller Punkt endlich langsam wieder gegen den Horizont zwischen Himmel und Wasser. Wie der Fisch dem Wasser, so schien solcher Vogel der reinen Luft anzugehören. In den Sagen des fernen Ostens kommt der Paradiesvogel vor, von dem es heißt, daß er lebend nie zur Erde kehre. Das Männchen sollte seinen Rücken als Nest dem Ei und dem brütenden Weibchen darbieten. Das ist nun leider nur ein liebliches Märchen. Wohl gibt es einen Pinguinvogel, der sein Ei ähnlich in einer Hautfalte mit sich schleppt, und das wunderbare eierlegende Säugetier von Australien, das Schnabeltier, trägt (in seiner landbewohnenden Form) ebenfalls das Ei in einem angewachsenen natürlichen Beutel mit sich über Land. Aber weder das Schnabeltier, noch dieser Vogel können fliegen.

Die schönen Steinkohlenwälder mit ihren Schachtelhalmen und Bärklappbäumen waren längst als langsam erhärtende Torfmasse begraben und von den Uferdünen des Weltmeers zogen sich weite dunkle Forste starrer Nadelhölzer vom Schlege unserer Zimmeraraufarien landeinwärts, unterbrochen von Beständen lichtgoldgrüner Ginkgobäume und kurzstämmiger, mit langen Palmwedeln gezielter Cycadeen — da löste sich wohl um die Abendstunde, wie heute von den Tropenbäumen das gespenstische Volk der großen fruchtfressenden Fledermäuse, der „fliegenden Hunde“, so damals ein Geschlecht fledermaushaft beschwingter scheußlicher Reptile, um mähewegleich auf die graue Meeresfläche hinauszuschweben. Pterodaktylen, „Flugfinger“, waren das. Aus weit von Baum zu Baum springenden Ur-eidechsen hatten sie sich entwickelt, indem sie gleichsam mit dem

Arm und einem einzigen riesenhaft verlängerten Finger ihrer Hand die eigene Haut wie das Dach eines Regenschirms jederzeit von sich abzerrten und so einen gewaltigen Fallschirm und Flugdrachen sich ausbildeten, auf dem sie pfeilschnell dahin glitten. Die meisten ihres Geschlechts waren wirklich klein wie die Fledermäuse. Aber gelegentlich mischten sich doch auch Riesen dazwischen, größer klastend als der mächtigste Vogel, trotzdem aber federleicht durch papierdünne, innen leer ausgehöhlte Knochen. In bewundernswürdiger technischer Leistung schien bei ihnen vom Reptil aus wirklich das Problem auch des Fliegens gelöst, nachdem dieses Reptil glücklich von Fisch und Molch aus das Land und den Wald erobert hatte.

Aber das Geschlecht dieser flatternden Regenschirme, die sich in der Ruhe zuklappen und mit den jenseit der Flughäute freien Krallenfingern ruhig an irgend einen Baumast hielten, blühte noch und entschwebte allabendlich seinem Krallenfingern und Cycadeenwalde, da erschien zwischen ihnen jäh mit einer ganz anderen Flugart schon ein neues Geschöpf, das nach dieser Seite einen viel höheren Triumph darstellte. Es erschien der erste Vogel selbst.

Auch er erschien noch mit den deutlichen Spuren, daß er von der Eidechse, vom Reptil kam. Aber ganz andere Wege hatte hier doch die alte kaleidoskopische Formkraft, die auch in diesem Reptil lebte, eingeschlagen. Die Schuppe des Reptils hatte sich umgeformt zur weichen, bunten Feder. Aus großen Schwungfedern, die der Arm wie einen Schild führte, hatte sich jederseits ein echter Flügel gebildet. Zum Zeichen der Reptilienherkunft ragten auch aus diesem Flügel allerdings noch drei Haken, drei Krallenfinger hervor, fähig, sich ebenfalls noch gebotenen Falles fledermaushaft an einen Baumast anzuklammern. Eidechsenhaft lang, aus endloser Wirbelfette gebildet, schleppte auch der alte Reptilschwanz noch nach, obwohl ihn seitlich schon echte Federn garnierten. Und im Nacken glänzten scharfe Zähne, Zähne des Krokodils an einem Vogelkopf! So segelte er von seinem Ast, der Urvogel Archäopteryx, einer Krähe einstweilen erst an Größe gleich.

Aber eine gewaltige Kette der Schicksale mußte sich Ring an Ring geschlossen haben im Lauf der Dinge, daß gerade er schon werden konnte.

Seine Blutwärme war nicht mehr von der Außentemperatur der Luft abhängig. Er trug eine innere Heizung in sich im Gegensatz zu seinen Ahnen vom Molch- und Reptiliengeschlecht. Wann war ihm das als glücklichste, als bequemste Anpassung verlichen worden? Um den Ausgang der Steinkohlenzeit hatte die Erde allen Anzeichen nach ein ungeheuerliches Phänomen erlebt: eine Eiszeit hatte sie, schrittweise von der Südhälfte zur Nordhälfte vorschreitend, heimgesucht, eine Eiszeit, viele Millionen von Jahren vor jener allbekanntem, in der die Mammute lebten. Vielleicht hatte die Steinkohlenzeit selbst mit ihrer großen Gebirgsbildung und Gebirgsverwitterung (welche Aonen der Zeit tauchen in solchen Worten auf!) und mit ihrer fabelhaften Pflanzenentfaltung so stark die Kohlensäure der Atmosphäre fortverbraucht, daß um ihr Ende ein allgemeiner Kohlenstoffmangel entstand, der die Lufthülle dieser Erde schwächer, unfähiger machte gegenüber der Wärmeausstrahlung in dem kalten Weltraum, und so sank Jahrtausende hindurch die Gesamttemperatur um eine gewisse Anzahl Grade, genug, Gletscher zu entsenden von allen Gebirgsresten und die Lebenswelt zu bedrohen. Zu bedrohen? Nein, zum Experimentieren, zum neuen Formenwerfen neu zu bringen. Eine solche Form ist höchstwahrscheinlich damals das warmblütige Wirbeltier gewesen. Als Archäopteryx taucht es fliegend auf, zunächst dann wieder Bürger einer sich neu erwärmenden Erdenwelt, in der die Eiszeit doch nur vorübergehender ein Schreckschuß gewesen war. Die wärmende Feder, die innere Heizung, erlangt vielleicht in einem Moment stärker dräuender Abkühlung, wurde mit der Wiederkehr der allgemeinen Tropenwärme in der folgenden Sekundärzeit (Trias, Jura, Kreide) zunächst jetzt bloß eine Erleichterung für das mechanische Problem des Fliegens. Die Blutwärme hebt den Körper wie

einen Ballon empor, die Feder, eine Weile Kälteschutz, wird Lufruder im Flügel, Steuer im Schweif. So ist dieser echte Vogel vielleicht Produkt eines planetarischen Intermezzo, aber, als er in die Höhe seiner Technik hineinwächst, findet er auf lange Jahrmillionen hinaus wieder die Situation im ganzen doch unverändert. Aus dem Araukarienwalde kriechen erst recht jetzt seine alten Vetter, gigantische Reptilien, wahre Lindwürmer, die geblieben sind, was sie vorher schon waren: Reptile. Ja, es ist, als breche jetzt erst ihre großartigste Zeit an. Der kleine warmblütige Vogel, Frühprodukt einer kurzen Abkühlung, sieht, über blauem Meer schwebend, eine spitze Flosse aus der Flut steigen. Hier, dort, es spritzt und wirbelt, nun verschwinden sie wieder. Diese Flossen gehören nicht Fischen an. Das Meer ist von etwas rückerobert worden. Das lungenatmende Reptil ist selbst noch einmal wieder in das Wasser gegangen, von seiner höheren Stufe aus dort sein Heil zu suchen.

Diese lodenden Wasserwirbel zieht eine Schar räubernder Ichthyosaurier. Obwohl mit Lungen versehen, also echte Reptile weit über dem Fisch, haben sie nochmals äußerlich Fischgestalt angenommen, räubern auf wirkliche Fische da unten und auf Schwimmer aus dem Molluskenstamm, auf Tintenfische. Die Landbeine der Eidechse sind abermals bei ihnen fast zu Flossen geworden, und nur im verborgenen Skelett verrät sich, daß hier eine tatsächlich höhere Stufe ihr Reich abermals zu erweitern strebt, vom Lande wieder in das einstmals verlassene Wasser hinein.

Indem die Ichthyosaurusschar, die wie eine Schar Delphine sich auf der Hochsee tummelt, an der sonnigen Meeresfläche sich mit dem oben freischwebenden Urvogel begegnet, ist es, als sei wirklich noch einmal das biblische Bild erreicht: bloß Wassertiere und Vögel, einsam, weit von jeder Küste zwischen dem blauen Himmel und dem blauen Abgrund. Wie viel liegt doch in Wahrheit dazwischen in der großen Arabeske des historischen Naturverlaufs . . .

Und wieder spricht die süsse Frau:

Mein Sinn ist ganz dir zugewandt,
Mein Leben liegt in deiner Hand.

Du form es gut, du form es recht
Zu einem Kunstwerk, schön und echt,

Dass es hinauf zur Höhe weise
Und selig seinen Schöpfer preise.

Albert Bergel.

Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(Schluß.)

Als Sabine zur Soterschen Wohnung am Vittoria-Luise-Platz gelangt war, hatte sie bereits auf der Treppe eine erregte Auseinandersetzung mit angehört, die im Flur stattfand.

Ein Fremder stand zwischen Tür und Angel, mit dem Dienstmädchen unterhandelnd, das beinahe weinte.

Hundegebell übertönte Einzelnes von dieser Verhandlung.

„Nein, gewiß nicht, es ist niemand zu Hause. Vorhin waren doch die Beamten da und sind durch alle Zimmer gegangen.“

„Was für Beamte?“

„Kriminalpolizisten. Ich wollte sie doch nicht einlassen — aber der eine schiebt mich gleich beiseite und geht durchs Berliner Zimmer nach dem Küchenausgang. Der Spektakel von den Hund — die fielen ihn doch gleich an.“

Als Sabine in der offen gebliebenen Entree erschien, begann das Mädchen, das sie kannte, den Bericht noch einmal, diesmal noch weinerlicher.

„Ich werde hier warten,“ bestimmte Sabine sofort und trat in Aftas Boudoir ein, etwas befangen den Fremden musternd.

„Gestatten Sie mir's auch, gnädiges Fräulein,“ sagte der Fremde, da er sah, daß das Mädchen ihr ohne weiteres gehorchte.

„Ich habe keine Rechte hier,“ sagte Sabine bedrückt. „Ich bin nur befreundet — vielmehr . . .“

Eine plötzliche Ahnung durchzuckte sie. Sie trat in Aftas Zimmer, worin das Mädchen inzwischen Licht gemacht hatte, und starrte den ihr folgenden jungen Herrn ängstlich an.

„Fräulein Gernot? — So nehme ich an.“ Er sagte es halb laut. Und noch leiser setzte er hinzu: „Ihre Freundin — trägt meinen Namen.“

Es war Theo von Gamp.

Ein paar Sekunden lang strich es wie Grauen über sie hin. Sie wäre am liebsten entflohen. Aber indem sie ihm in die hellen, offenen und doch so unsagbar traurigen Augen sah, ergriff sie eine seltsame Nüchternung.

„Bleiben Sie. Niemand hat eher ein Recht als Sie, Asta in dieser Stunde hier zu empfangen.“

„Sie waren in der Verhandlung.“

„Ich habe den Bericht gelesen.“

„Und sind ihr gram.“

Sie schüttelte den Kopf. „Dann wär' ich ja nicht gekommen.“

„Ich fasse das alles noch nicht,“ sagte er matt.

„Sie haben Asta schon gesprochen?“

„Ich fuhr mit ihr von Moabit aus nach dem Tatterfall. Sie nahm an, daß sie ihren Vater dort am ehesten treffen würde. Inzwischen sollte ich vorausfahren, um hier nach ihm zu sehen. Sie will ihn natürlich sprechen, bevor er verhaftet wird — sie will ihm erklären . . . Sie hat ja so Furchtbares durchgemacht . . .“

„Wie ist es nur gekommen? Wir haben uns erst getrennt. Jetzt, nachträglich, wird mir ja vieles klar: ihre Schwermut oft in den letzten Wochen, die so gar nicht zu ihrem früheren Wesen stimmen wollte. Aber daß es nun so mit einem Schläge über sie hereinbrechen würde, wer konnte so etwas ahnen!“

Theo blickte die junge Dame forschend an. Es lag etwas in ihren Zügen, das ihn mitteilbarer machte, als er sonst war.

„Sie hat mir anvertraut, was den mächtigen Umschwung in ihr zustande gebracht hat. Eine Begegnung kurz vor ihrer Verehnung.“

„Eine Begegnung?“

„Mit einem Manne, der Ihrem Hause nahesteht, wie Asta mir sagte.“

Sie wechselte die Farbe. „Wer — war es?“

Er nannte ihr Wychniewski's Namen und schilderte ihr ruhig, nur in etwas müdem Ton, erdrückt fast von der Fülle der Geschehnisse, alles so, wie Asta es ihm geschildert hatte.

Und Sabine lauschte in tiefer Bewegung.

Über die Telephon- und Telegraphendrähte von Berlin war in derselben Stunde, in der der Verhaftsbefehl vom Richter ausgesprochen worden war, das Signalement Sirt von Soter's an alle zuständigen Stellen weitergegeben worden.

Der Polizeipräsident bekam es auf die Weise und ließ es den Reviervorständen weitergeben, die den Bahnhofsdienst besorgten. Gleichzeitig erhielten es die Schöneberger und Charlottenburger Behörden.

Als Asta am Tiergarten-Tatterfall vorfuhr, ward sie von einem Stallmann sogleich gefragt, was denn loswäre, ein Kriminalpolizist hätte sich nach dem Herrn Direktor erkundigt, und der Kutscher Lehmann III. behauptete steif und fest, beide Ausgänge würden von „Schmierstiebeln“ bewacht.

Das Bureau war noch auf. Hier verweilte ein Kriminalkommissarius im Gespräch mit dem Buchhalter. Asta erfuhr, daß auch schon in ihrer Wohnung nachgeforcht worden war, und zwar vergeblich.

Sie hatte nur den einen Gedanken: sie mußte ihren Vater sprechen, und in dieser Stunde noch. Wenigstens sollte er erfahren, daß sie bei ihrer Aussage noch nichts von seiner Vereidigung gewußt hatte.

Der Kommissarius ließ sich vom Buchhalter die Wirtschaften nennen, in denen Sirt von Soter ab und zu verkehrte. Er begab sich darauf vors Tor, und sofort kamen aus dem Dunkel des Stadtbahnboogens zwei Männer in Zivilkleidern auf ihn zu. Sie erhielten ihre Aufträge und verschwanden.

Inzwischen kam eine kleine Kavalkade aus dem Grunewald heim, ein paar Herren, die in der Begleitung des Stallmeisters Börn einen längeren Spazierritt unternommen hatten.

Sie waren sehr angeregt, herzlich wurde gelacht, als der Sattelmeister feststellte, daß statt der ausgeschiedten sechs Pferde nur fünf zur Stelle waren.

„Wer ist denn nicht mitgekommen? Hat's einen Ausbrecher gegeben?“

„Der Ausbrecher war der Herr Stallmeister persönlich. Passen Sie auf, in einer Viertelstunde kommt er mit der Straßenbahn über Halensee nach.“

„Stallmeister Börn hat den Schimmelhengst von dem Bankier aus der Fasanenstraße geritten,“ sagte einer der Stalleute.

„Nanu, mit dem alten Bock wird der Börn doch fertig werden!“

Unter Lachen ward nun berichtet: die Herren waren nach ihrem mehrstündigen Ritt durch den Grunewald in der Wirtschaft von Hundefehle abgestiegen, um einen Schoppen zu nehmen. Die Pferde sollten gerade eingestelt werden, als sie des Herrn von Soter ansichtig wurden. Sie luden ihn ein, an ihrem Satteltrunk teilzunehmen, und er kam anfangs auch mit. Aber plötzlich war er verschwunden. Und als sie zum Wirtschaftshof zurückkehrten, fehlte der Schimmel. Sirt von Soter hatte ihn bestiegen und war auf ihm davongeritten. Der Stallburche, der die Aufsicht hatte, kannte Herrn von Soter als den Direktor des Tatterfalls und ließ es geschehen. So kam's, daß der Stallmeister Börn ohne Pferd heimkehrte. Die Herren glaubten, Sirt von Soter hätte ihm nur einen Schabernack spielen wollen.

Aber sowohl Asta als auch der Kriminalkommissarius begriffen sofort, daß es auf anderes abgesehen war.

Eine Art Schüttelfrost packte Asta an, und sie verließ den Tatterfall hastigen, unsicheren Schrittes.

Draußen warf sie sich in den nächsten Wagen und fuhr heim. Sie wußte, daß sie ihren Vater lebend nicht mehr zu sehen bekommen würde.

Als sie in die Wohnung eintrat und Sabine und Theo erblickte, bemächtigte sich ihrer ein dumpfes Bangen, sie blieb an der Schwelle stehen, tief gedemütigt, ganz wund und zerschlagen, unfähig ein Wort zu sagen.

Aber Sabine kam auf sie zu und gab ihr die Hand.

Asta knickte da plötzlich zusammen. Schluchzend klagte sie sich an Sabine an.

„Ich hab' ihn in den Tod getrieben!“ entrang sich's ihrer gequälten Brust.

Sie hörten beide ihre Schilderung. Lange herrschte darauf Schweigen zwischen ihnen. Doch endlich sagte Theo, tief aufatmend: „Du hast ihn erlöst, Asta!“

In der Frühe des anderen Tages kam über Spandau die Meldung, daß Fischer in der Havel zwischen Bichelswerder und Schildhorn den Kadaver eines Schimmels geborgen hätten. Eine Besichtigung ergab, daß es der Schimmelhengst war, den Sirt von Soter dem Stallmeister Börn abgenommen hatte. Einer der Kriminalbeamten wurde vom Brückenwärter der kleinen Insel darauf aufmerksam gemacht, daß das Geländer in der Nacht mehrfach beschädigt worden war. Beim Eingang zur Brücke war der Erdboden aufgewühlt; man unterschied deutlich die Spuren der Hufe eines Reitpferdes. Nur Vermutungen waren möglich, einen sicheren Anhalt für die Ereignisse dieser Nacht besaß man nicht. Sirt von Soter mochte das scheuende Pferd gezwungen haben, mit ihm über das Geländer in den Fluß zu setzen — sie waren beide in die Strömung geraten und ertrunken. Den Leichnam des Flüchtlings fand man erst am zweiten Tage bei Lindwerder, ein paar Kilometer weiter am seartig erweiterten Flußlauf der Havel.

Die großen Überraschungen, die der Prozeß Gernot aufgewühlt hatte, verloren auch für die weitere Öffentlichkeit so bald nicht an Interesse und an Spannung.

Die Staatsanwaltschaft hatte sich das Aktenmaterial des Prozesses ausliefern lassen. Eine Zeitlang hieß es, es würde zu einer Anklage gegen den Baron von Gamp und seine geschiedene Frau wegen Verschleierung des von Soter verübten Betrugs kommen. Dann sprach man darüber: es schwebte eine Anklage gegen den Zeugen Bogladki wegen Falschheides. Eine erneute Vernehmung des Stallmannes durch den Untersuchungsrichter fand auch wirklich statt. Man entließ ihn aber, ohne daß von der Staatsanwaltschaft die Anklage gegen ihn erhoben wurde. Aber in einigen Blättern beschäftigte man sich noch eine Weile mit dem Thema: „Geistig Minderwertige als Zeugen vor Gericht.“ Denn Bogladki hielt nach wie vor daran fest, daß die Ketsel in jenem Sommer den Stall IV erst am 23. Juni verlassen hätte.

Von einem Strafverfahren gegen das geschiedene Ehepaar, das in der ganzen Angelegenheit im Brennpunkt des Interesses gestanden hatte, verlautete dann nichts mehr. Man hörte aber kurze Zeit darauf, daß der Baron von Gamp, der eine ansehnliche Stellung in der Direktion einer Frankfurter Automobilfabrik bekleidete, sich mit seiner geschiedenen Gattin wieder vereinigt hatte.

Gernot und seine Tochter verlebten die nächsten Wochen auf Reisen. Sabine war Wjtschnewski's Braut. Aber sie wollte dem geschäftigen Interesse der vielen Freundschaften, die ihr nun aus dem plötzlich wieder versöhnten Verwandtenkreise ihres Bräutigams entgegenbracht wurden, entgehen.

Da ihre Adresse öfter wechselte, folgten ihnen die Briefschaften von Ort zu Ort. Ein Schreiben, das Asta's Handschrift aufwies, erreichte sie an einem Herbstmorgen, den sie am Genfer See verlebten.

Es lautete:

„Liebe Sabine! — Meine Glückwünsche kommen aus der Stille eines kleinen Heims, das in nichts mehr an die Asta von früher erinnert. Theo hätte dem ‚Paradiesvogel‘, wie er mich einstmal nannte, kein goldenes Gebauer beschaffen können. Die Zeit hat die Wünsche ausreifen lassen. Sie sind nun äußerlich kleiner — und leichter erfüllbar. Aber die Asta von heute würde mit dem Paradiesvogel auch nicht mehr tauschen. Dem armen bunten Wildfang der Fremde hing sein prächtiges Kleid wie eine schwere Last auf den Flügeln. Nun erst kann er frei die Schwingen ausbreiten zu neuem, geradem, sicherem Flug in klare Luft. Ihr beide,

Du und Dein Vater, habt ihm die gute Richtung gemiesen. Daß die Steuerung auf der neuen Bahn die rechte bleiben wird, dafür sorgt der tapfere Genosß an seiner Seite. Soll ich Euch mehr sagen? Vergiß alles, vergeß alles, was mein Leben an Trübem und Bitterem in das Eure getragen hat. Darum flehe ich Euch an. Aber vergiß Du nicht ganz, Sabine, die kurze Episode, in der Du mich Bizemama nanntest. Und glaube mir, daß die Liebe zu Dir die erste Regung meines Herzens war, der jeder Egoismus fehlte. Ich bin an Dir gesundet, kleine Sabine. Ja, und nun hätte ich Euch innig und demütig um Verzeihung zu bitten.

Aber ich finde die Worte nicht, sie werden erdrückt von all dem Dank, den ich Euch schulde!"

... Von Hand zu Hand wanderte das Blatt. Groll war nicht mehr in ihren Herzen. Auch Gernot fürnte nicht mehr. Das Leben bot ihm ja noch Aufgaben, die ihm ersetzten, was er verloren hatte. Und trotz allem blieb ihm eine sonnige Erinnerung. Denn in seinem Gedächtnis lebte Afta doch nicht als der ernst gewandelte Mensch fort, sondern als der glühende, bunte, verführerisch lockende fremde Vogel, der mit seinen leichten Schwingen ihn gestreift hatte — wie Frau Sehnsucht.

Blätter und Blüten

Aus dem zerstörten San Francisco. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Die furchtbare Erdbebenkatastrophe, die — vielleicht in geheimnisvollem Zusammenhang mit dem letzten gewaltigen Ausbruch des Vesuv — den größten Teil des herrlichen San Francisco in Trümmer gelegt hat, machte auch die Hoffnungen zunichte, die man auf die sogenannten „Wolkenkratzer“ gesetzt hatte. Mit Ausnahme des ganz besonders solid verankerten und besetzten „Chronicle-Building“ und des himmelanstrebenden „Call-Building“, das im Mittelpunkt unserer Abbildung zu schauen ist, während das „Chronicle-Building“ links davon steht, ist die ganze Market Street, die glänzendste Geschäftsstraße der schönen Stadt, nur noch ein Schutt- und Trümmerhaufen. Aber amerikanische Energie und Unternehmungslust gehen schon jetzt mit greßen, bereits gesicherten Summen an den Wiederaufbau des schwer betroffenen Ortes, und so wird San Francisco in nicht zu langer Zeit herrlicher denn vorher wieder auferstehen!

Wie viel kostete die Entdeckung Amerikas? Zu der Zeit teurer Kolonialpolitik interessiert die Nachwelt, wie viel die spanische Krone für die Entdeckung des amerikanischen Erdteils verausgabte. Teils aus dem erhaltenen Tagebuch von Kolumbus, teils aus Doku-

menten im Archiv zu Genua ergibt sich für die erste Reise folgende Veranschlagung. Jahresgehalt des Admirals Kolumbus 1280 Mark; Gehälter der Kapitäne der beiden anderen Expeditionsschiffe je 720 Mark; Sold für jeden Matrosen 117 Mark 60 Pf. Die Ausstattungslosten der drei Schiffe betragen 11200 Mark. Die Gesamtausgaben dieser wichtigsten aller Entdeckungsexpeditionen kamen nicht auf ganz 29000 Mark zu stehen.

Vom Pelota. (Zu den Abbildungen auf der nächsten Seite.) In früheren Zeiten waren die Ballspiele noch mehr beliebt als heute. Sie waren Volksspiele im besten Sinne des Wortes, und so haben sie in verschiedenen Ländern eine eigenartige Ausbildung erhalten. Ein solches altes volkstümliches Ballspiel ist auch das Pelota oder Nebot, das in den Pyrenäen von den spanischen und französischen Basen mit großer Leidenschaft gespielt wurde und noch heute eifrig gepflegt wird. Die Einrichtung des Spielplatzes erinnert zum Teil an unsere alten Ballhäuser, er ist in der Regel gegen 100 Meter lang und 18 Meter breit und mit gewalztem Sand oder Zement belegt. Auf einer der Breitseiten ist eine Spielwand, das Nebot, errichtet, die in der Mitte acht bis zehn Meter, an den Seiten aber nur fünf Meter hoch ist.



Ansicht von San Francisco mit dem Call-Building.

Einen Meter über dem Boden wird auf der Wand eine schwarze, sechs Meter lange Linie angebracht, von deren Ende zwei senkrechte Linien aufsteigen. In einer Entfernung von 20 bis 30 Metern von der Wand läuft durch den Spielplatz eine weiße Linie, welche die beiden Felder für die Spielparteien abgrenzt. Der Ball, der Pelota, ist etwa 120 Gramm schwer und aus massivem Korkgummi und Leder gearbeitet, er wird mit der Cistera, einem sichelförmigen forbartigen Raket, geschlagen. Die Spieler erscheinen nur mit Hosen und Hemd bekleidet und tragen zum Abzeichen der Partei rote oder blaue Leibbinden. Das Prinzip des Spieles besteht darin, den Ball nach bestimmten Regeln gegen die Spielwand innerhalb der senkrechten Linien zu schlagen und den abgeprallten wieder gegen die Wand oder in das feindliche Feld zu treiben. Fehler, die begangen werden, ergeben Points, die der Gegenpartei gutgezählt werden. Innerhalb dieser Grundbestimmungen gibt es verschiedene Abarten des Spieles, und hier und dort werden die Spielhallen oder Frontons in kleineren Dimensionen als die oben erwähnten gebaut. Das Spiel erfordert einen großen Aufwand an Kraft und Geschicklichkeit, und es ist auch nicht billig, denn die benutzten Bälle kosten etwa 10 Mark das Stück und werden durch die kräftigen Schläge gegen die Spielwand bald abgenutzt; es ist auch nicht ungefährlich, denn die harten Bälle können lebensgefährliche Verletzungen herbeiführen. Das Pelota war früher ein Nationalspiel der Basken, indem einzelne Dörfer Wettkämpfe miteinander veranstalteten, wie dies in Norddeutschland hier und dort beim Eischießen noch heute der Fall ist. Mit welcher Leidenschaft die Basken dem Pelota ergeben waren, davon zeugen einige Anekdoten, die Heinelen in seinem Buche „Die Sportspiele im Freien“ wiedererzählt. Ein berühmter französischer Spieler namens Verlain mußte während der französischen Revolution über die spanische Grenze fliehen. Da erfuhr er, daß sein Rivale Kurutchet in Andes spielen würde. Er verläßt nun sein Exil, eilt auf den Schauplatz des Kampfes, spielt, gewinnt und kehrt unter dem Jubel und Schuß von 6000 Zuschauern nach Spanien zurück. Einige Jahre später stehen vierzehn Soldaten aus den Pyrenäen bei der kaiserlichen Armee am Rhein. Sie erfahren, daß zu Saint-Etienne-du-Baiguerry ein großes Spiel stattfinden würde; ohne Urlaub enternern sie sich, durchwandern ganz Frankreich, um am Spiele teilzunehmen, das sie gewinnen. Dann gehen sie wieder



Friedrich List-Denkmal für Kufstein.

Ausgeführt von R. Freyßner.



Ball schlagen.

zu ihrem Regiment zurück und kommen gerade noch rechtzeitig zur Schlacht von Austerlitz. Von jeher haben die Basken beim Pelota Wetten gemacht; gegenwärtig ist dieses Ballspiel in der Hauptsache ein Berufsspiel geworden. Aktiengesellschaften unterhalten die Frontons, stellen Berufsspieler an und ziehen Gewinn aus den Eintrittsgeldern und einem Anteil an den Wettgeldern des Publikums. Die Gehälter der geübten Spieler sind häufig bedeutend und entsprechen oft den unserer berühmten Sänger und Scharpieler. Sie geben ihre Vorstellungen in allen größeren Städten Spaniens und unternehmen Kunstreisen nach England, namentlich aber auch nach Südamerika und Mexiko.

Ein Denkmal für Friedrich List in Kufstein. (Zu der obenstehenden Abbildung.) In Kufstein, wo der große deutsche Patriot und Nationalökonom sein Leben ausgehaucht hat, soll ihm ein feiner Bedeutung würdiges Denkmal errichtet werden. Nach dem Entwurf des Bildhauers R. Freyßner aus Charlottenburg wird eine antike, aus hellem Gestein erbaute Säulenhalle das Monument umschließen, das den genialen Volkswirtschaftler darstellt. Leider fehlt noch immer ein beträchtlicher Teil der nötigen Bausumme — die Sammlungen, die seit Jahr und Tag die Kunde machen, haben den ersehnten und erhofften Erfolg noch nicht gehabt! Diese Laune und Zurückhaltung in einer Zeit der epidemischen Denkmalsucht ist tief beschämend; handelt es sich hier doch um einen der größten deutschen Männer, die das vorige Jahrhundert hervorgebracht, um den prophetischen Besäuerer des einheit-



Pelotaspieler.



Auffangen des Balles.

lichen deutschen Münzsystems, den weitschauenden Förderer des Eisenbahnwesens, den unermüdeten Vorkämpfer deutscher Wirtschaftseinheit! Unendliches hat Friedrich List für Volk und Vaterland getan, aber Un dank hat den Lebenden gelohnt. Soll er auch im Tode die Würdigung nicht finden, die manch einer, der in Stein gehauen oder in Bronze gegossen ward, nicht verdient?

Die Verbreitung der Eibe im Alpengebiet. Während die Eibe in Norddeutschland, namentlich im westlichen Teile, ein ganz hervorragendes historisches Interesse hat, weist sie, wie der „Globus“ mitteilt, im Alpengebiet, wenngleich auch ein aussterbender oder doch in ansehnlichen Stämmen sehr selten gewordener Baum, noch weite, im großen und ganzen ziemlich zusammenhängende Bestände auf. Trägt man die Lokalitäten für Tirol und Vorarlberg auf eine die geologischen Verhältnisse des Landes darstellende Karte auf, so sieht man, daß ein vom Rheintal durch Vorarlberg und die nördlichen Kalkalpen Tirols ziehender Streifen, in Südtirol ungefähr ein Dreieck (Val Vestino-Sarntal-Primör), dann die zentralalpinen Punkte Sonnenburger Hügel, Gams, Wattental und Mayrhofen, endlich Wien bedeckt werden. Daraus ergibt sich zunächst, daß die Eibe zweifellos als ein Kalkbewohner ersten Ranges anzusehen ist. Wir vermessen die Eibe im Nütikum, im Silvertalstock, in den Zentralalpen vom Engadin bis zum Weissstein und Großglockner, in den Graniten und Schieferu der Südalpen, dann im Ortlerkalk und in den südöstlichen Dolomiten südwärts bis zum Wölfling. Das letztere Verhalten zeigt eine auffallende Analogie mit dem der Korbweide. In Norddeutschland gibt es u. a. noch einen Eibenwald bei Dernbach an der Felda in Sachsen-Weimar. Die einzelnen Bäume sind zum Teil von erheblicher Stärke. Die „Gartenlaube“ brachte in Nr. 33 des Jahrganges 1901 einen längeren Artikel über diesen interessanten Wald, der in Deutschland keinesgleichen nicht hat und durch geeignete Schutzmaßregeln vor schädlichen Einflüssen bewahrt wird.